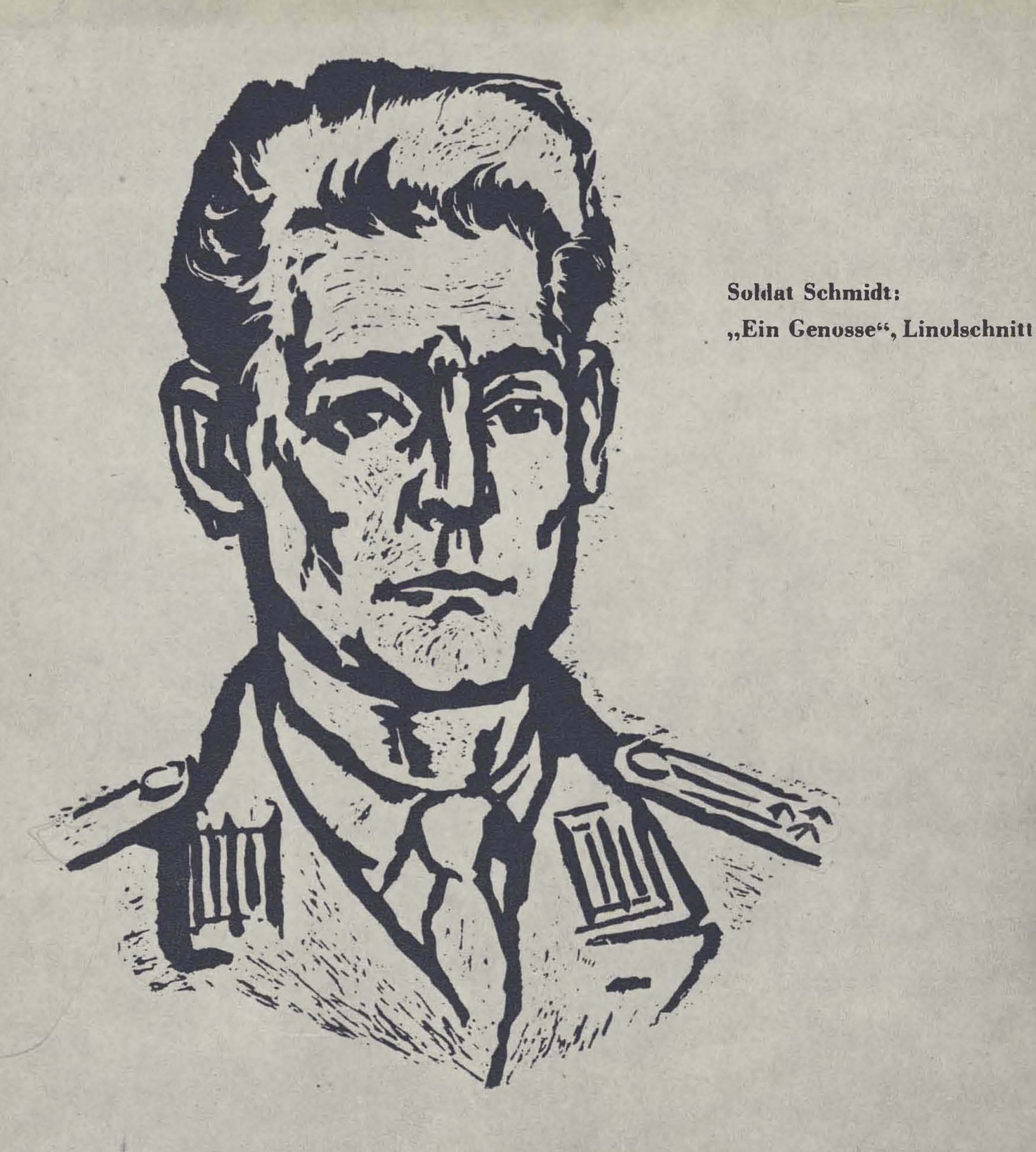
ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 12 • DEZEMBER 1962 • PREIS DM 1,–





Soldat Schmidt:
„Ein Genosse“, Linolschnitt

An einen jungen Genossen

VON JUPP MÜLLER

Alles, was du planst, Genosse,
plan nicht nur für dich.
Einer, der mit uns marschiert,
denkt nicht nur an sich.

Alles, was du tust, Genosse,
tu gewissenhaft.
Weck mit deinem Beispiel stets
auch im Nachbarn Kraft.

Führ den Zögernden vorwärts.
Sei den Schwankenden Halt.
Sei dem Müden Erquickung —
wie der schattige Wald.

Dein Feuer soll manchen
noch Kalten entzünden.
Soll Suchenden Licht sein,
um zu uns zu finden.

Sei Funke, sei Flamme, Genosse!

Unterleutnant Wiegand

Zugführer im Truppenteil Grohs

Was gehört ins Sturmgepäck des Soldaten?

Genosse Wiegand, aus Ihrem Zug kam der Anstoß zum sozialistischen Massenwettbewerb der NVA anläßlich des VI. Parteitages. Aus anderen Wettbewerben ist der Zug bereits sechsmal als Sieger hervorgegangen. Wie kam das?

Im Kopf muß Klarheit herrschen. In vielen individuellen Gesprächen und im Politunterricht haben wir uns darüber unterhalten, daß mit jeder neuen Fabrik, die bei uns gebaut wird, unsere Verantwortlichkeit für den wirksamen Schutz des umfassenden Aufbaus des Sozialismus wächst. Wir wollen und können besser leben und im Frieden. Aber diesem Willen muß man Nachdruck verleihen, sonst gäben die Imperialisten keinen Deut um unsere Politik. Das verstehen wir unter dem vielzitierten Zusammenhang zwischen Ökonomie, Politik und Landesverteidigung.
Außerdem muß man sich als Vorgesetzter hüten, bei der militärischen Ausbildung schablonenhaft zu arbeiten. Ich bin nicht zufrieden damit, wenn die Besatzungen nur einige wenige Varianten einer taktischen Aufgabe „im Schlaf" können. Es darf beim Gefechtsexerzieren nicht das Gefühl aufkommen, daß „alles schon einmal dran" war. Mein Grundsatz ist, immer neue, unvorhergesehene taktische Situationen herbeizuführen, die höhere Anforderungen an die Besatzungen stellen und die Genossen zwingen, mitzudenken. Beherrschung der Kampftechnik *und* Reaktionsschnelligkeit geben im Gefecht den Ausschlag. Die Worte: „Das können wir doch schon alles" — gesprochen oder gedacht — sind für mich kein Lob. Wenn wir dagegen am Schluß eines Ausbildungsabschnittes sagen dürfen: „Das können wir", sind wir alle zusammen stolz darauf. Man muß auch bei einer schon einmal durchexerzierten Aufgabe immer etwas dazulernen können, dann ist es auch nicht langweilig und die Ausbildung macht Spaß.

Andere Kollektive haben sich noch höhere Ziele gesteckt. Wurmt Sie das als Initiatoren nicht ein wenig?

Wir sind nach wie vor stolz auf unsere Initiative. Wir haben unser Kampfprogramm veröffentlicht, um eine echte Wettbewerbsstimmung in der Armee zu entfachen, aber nicht, um uns herauszustellen. Sicher wären andere Kollektive wegen ihres hohen Leistungsstandes eher berechtigt gewesen, den Anstoß zu geben. Es geht aber nicht so sehr darum, wer ist besser oder wer sind die besten, sondern darum, daß wir alle mehr leisten. So erfuhren wir, daß sich ein Rationalisatorenkollektiv mit dem Anschluß der Reservebehälter an das Kraftstoffsystem befaßt. Eine gute Sache, wenn man auf dem Marsch nicht umzufüllen, sondern nur umzuschalten braucht. Wir sehen also nur einen Vorteil für das Ganze darin, wenn uns andere Kollektive überflügeln und diese wieder von anderen überflügelt werden. Wir selbst tun natürlich alles, um sozusagen in vorderster Reihe zu marschieren, das sind wir unserem eigenen Aufruf schuldig.

Gibt es jetzt schon meßbare Ergebnisse?

Alle Fahrer sollten bis zum 30. November die Klassifikationsstufe III ablegen. Das ist heute, also 14 Tage vorfristig, geschehen. Ich habe auch mitgemacht. Die Qualifizierung des Ladeschützen Soldat Schmidt zum Richtschützen geht gut voran. Er kennt jetzt bereits die funktionellen Pflichten und den Aufbau der Kanone, kann die Richtmechanismen bedienen, das Zielfernrohr und weiß einen Teil der Schießregeln. Wir sind alle FDJ-Mitglieder und haben in der Kompanie Zirkel zum Erwerb des Abzeichens „Für gutes Wissen" eingerichtet. Jeder hat außerdem Studienaufträge erhalten. Das FDJ-Kollektiv hilft dem einzelnen und der einzelne hilft dem Kollektiv. Wer anfangs



noch Bedenken hatte, bei dem sind sie inzwischen verflogen. Jeder hat sozusagen das Kampfprogramm im Sturmgepäck.

Ist dieses Programm in der Dienstzeit zu schaffen?

Was das Militärische anbetrifft, unbedingt. Die Ausbilder müssen sich nur gründlich vorbereiten. Die Wettbewerbslosung heißt ja auch: Gründlich denken — jede Minute der Ausbildung in höchster Qualität nutzen — die militärische Meisterschaft erhöhen — kulturvoll leben. Es hat im Bataillon anfangs Stimmen gegeben, wir hätten uns zuviel vorgenommen. Aber jetzt machen uns das alle Züge der Kompanie und das ganze Bataillon nach. Auf diese Weise wird die höchste Gefechtsbereitschaft erreicht und das neue Ausbildungsjahr gut vorbereitet. Bis zum 15. Januar, zum Zeitpunkt des VI. Parteitages, werden wir mit unserer Tat unser Soldatenwort einlösen. Wir wollen politisch bewußte und militärisch qualifizierte Soldaten sein. Unser Kampfziel heißt: Treffer mit dem ersten Schuß! Wir schützen, was wir schufen!

Das Echo

Ein Jahr erscheint die AR in der jetzigen Form – im Druck, Format und Inhalt wesentlich verändert. Daß diese neue AR beim Leser Gefallen fand, beweisen uns nicht nur die steigenden Auflagen, sondern auch zahlreiche Briefe.



Ich bin sehr zufrieden mit ihr. Klaus Günther, Zittau

Besonders gefallen mir die „Aktuelle Umfrage", „Oberst Richter antwortet" und die Geschichte in Bildern. Hans Henningsberg, Cottbus

Ich kann zu Ihrer Zeitschrift nur Lobenswertes berichten. Ihr Soldatenmagazin hat mir schon für meinen Dienst in den Reihen der Kampfgruppe manchen nützlichen Hinweis geben können. Mich fesselt immer wieder die journalistische Aufmachung, die Vielseitigkeit und Lebendigkeit. Hans Klockmann, Bln.-Pankow

Ich gestalte regelmäßig in unserem Ort einen Schaukasten mit Bildern aus der AR. Da ich Reservist bin, macht mir das besonderen Spaß.
Stobsgefr. Wolfgang Pollmer

Als „Soldaten-Frau" (Mann: Wachtmeister bei der VP, Bruder: Unterfeldwebel) lese ich gern die „Armee-Rundschau". Alles Gute Marie-Luise Adametz

Von den Heften 1, 2, 5, 6, 7/62 sind noch einzelne Exemplare beim Buch- und Zeitschriften-Vertrieb, Berlin C 2, Rungestraße 20, erhältlich.

»Unteroffizier als Berufsziel?«

(Siehe „Die aktuelle Umfrage" AR 10/62)
Im Erlaß des Staatsrates über den aktiven Wehrdienst heißt es, daß Soldaten auf Zeit bis zum Dienstgrad Oberfeldwebel, Oberwachtmeister und Obermeister befördert werden können. Es gibt doch auch den Dienstgrad Stabsfeldwebel. Wer kann ihn erreichen?
Hans-Jürgen Wulff, Kröpelien

Im gleichen Paragraphen des Erlasses des Staatsrates heißt es wörtlich:
„Berufssoldaten können bis zum Dienstgrad Stabsfeldwebel, Stabswachtmeister/Stabsobermeister befördert werden."
Berufssoldaten aber sind Genossen, die sich freiwillig für eine mindestens 12jährige Dienstzeit verpflichtet haben.

An welche Stelle kann ich mich wenden, um als Soldat auf Zeit den Ehrendienst bei der NVA anzutreten, mit dem Ziel, den Rang eines Unteroffiziers zu erreichen? Ich habe mich im Frühjahr 1961 freiwillig gemeldet. Als wir im Herbst unseren Dienst antreten wollten sagte man uns, daß unser Jahrgang jetzt nicht eingestellt werde. Ich möchte aber nicht erst warten, bis mein Jahrgang dran ist. Jürgen Schmechel, Zwickau

Der Nationale Verteidigungsrat bestimmt die zu musternden Jahrgänge. In beschränktem Umfange kann durch die Wehrkreiskommandos eine vorzeitige Musterung erfolgen, wenn eine freiwillige Meldung mit der Verpflichtung als Soldat auf Zeit oder Berufssoldat vorliegt und der betreffende Wehrpflichtige die dafür notwendigen Voraussetzungen besitzt. Wir empfehlen Ihnen deshalb, sich nach Bekanntwerden der nächsten Musterung bei Ihrem WKK zu melden.

Weit und doch nah



Von Ihrer Wachsamkeit hängt das Schicksal Ihrer Heimat und Ihres Volkes und des ganzen sozialistischen Lagers mit ab. Die sozialistischen Aufbauerfolge in der DDR sind mir bekannt, und ich freue mich darüber wie über Erfolge meines großen Landes, der UdSSR. Seien Sie stolz auf Ihre Heimat, wie es auch die sowjetischen Menschen sind!
Strauß und die ihm ähnlichen Generale in Westdeutschland treten in die Fußstapfen Hitlers und „suchen" Lebensraum für die westdeutschen Monopolisten. Aber sie würden nur denselben „Raum" finden, den Hitler fand.
Ich grüße Sie auch im Namen meiner Freunde.

Sch. Korsonow, Mitglied einer Brigade der Kommunistischen Arbeit, Oshonikidse, Armenische Sowjetrepublik

Woran erkennt man die Reserve?

Es wurde festgelegt, die Schulterstücke für Offiziere der Reserve kenntlich zu machen. Wie lautet die Anordnung?
Besteht die Möglichkeit, das Soldatenmagazin, das Militärwesen, die Gefechtsausbildung sowie die Beilagen der Volksarmee binden zu lassen?
Dieter Scheffler, Zeitz

Offiziere, Generale und Admirale der Reserve tragen Schulterstücke entsprechend dem Dienstgrad.
In der Mitte und unterhalb der Tuchunterlage besitzen

diese Schulterstücke einen querlaufenden Silber- bzw. Goldstreifen, der die Tuchunterlage um jeweils 0,5 cm überragt.
Für den Militärverlag ist es ökonomisch nicht zu vertreten, daß er das Binden einzelner von Lesern eingesandter Jahrgänge seiner Zeitschriften übernimmt. Diesen Auftrag wird jedoch der Buchbinder, der Ihnen am nächsten wohnt, gern ausführen.

Wehrpflicht in der SU – ab wann?

Bei uns gab es Streit, mit welchem Alter in der Sowjetunion die Wehrpflicht beginnt.

Jürgen Koch, Halle (Saale)

Mit 18 Jahren.

Schwarz wurde schwarz

Wann, wo und von wem wurde das Schießpulver hergestellt, und wann wurde es das erste Mal angewandt?

Lothar Sinner, Rostock

Den Beitrag: „Wie Berthold Schwarz vor 3 Sekunden des Pulvers große Kraft erfunden" lesen Sie in der AR 2/63.

Erntegeschichte

Was ein Zweizentnerschwein aus Lütten Klein schreiben würde, wenn es die Schule besucht hätte:

Wir 936 Schweine haben Schwein gehabt, daß die Soldaten so tatkräftig bei der Ernte halfen. Schon im vorigen Jahr hatten wir ein Sauwetter, und die Ernte von Schweinefutter war saumäßig. Manchmal standen einem die Borsten zu Berge, was wir Schweine an Ersatzschweinefutter zu fressen kriegten. Von Schweinemast konnte keine Rede sein, aber wir hatten noch Schwein, daß wir uns nicht so sauelend fühlten wie die Schweine in manch anderem Schweinestall. Und was nicht als Schweinefutter in den Schweinetrog kam, konnte nicht als Speck auf unsere Rippen und als Schweinegeld in die Kasse der LPG kommen. Die Städter aber mußten sich manch Schweineohr anstatt vom Fleischer vom Bäcker holen. Aber wie sagte doch so schön der Dichter? „Uns ist so kannibalisch wohl als wie 500 Säuen." Wenn ich dieses durch Überfluß an Schweinefutter erzeugte sauwohle Gefühl noch einmal erleben kann, verdanke ich es auch den Soldaten, die so tatkräftig . . .

P. S.: Da bekam das Schwein eins auf seinen Schweinekopf und erschien anderntags als Schweinebraten auf den Tellern der fleißigen Erntehelfer in Uniform, die sich danach sauwohl fühlten.



Vignetten: Arndt

SOLDAT HESKE fragt: „Wo sind die besseren Soldaten, bei uns oder im Westen?



Oberst RICHTER antwortet

Sie meinen natürlich Soldaten mit höherem Kampfwert, mit größerer Kampftüchtigkeit. Bilden Sie sich bitte über die wesentlichsten Seiten selbst ein Urteil!
Da ist vor allem die Sache selbst. Wer wollte bestreiten, daß unsere Soldaten für die beste Sache der Welt eintreten! Die Ehre unserer Soldaten ist, unserer sozialistischen Republik und der ganzen großen Welt des Sozialismus treu zu dienen.
Aber die gute Sache selbst macht noch keine hervorragenden Soldaten, obwohl sie äußerst günstige Bedingungen dafür schafft.
Die eigentliche militärische Tüchtigkeit entsteht im Prozeß der exakten, gefechtsnahen, modernen Ausbildung, die mit der politisch-moralischen Erziehung eine Einheit bildet.
Hier gehen wir unbestritten in die beste Lehre der Welt, nämlich in die der Sowjetarmee.
Natürlich wissen das auch die Imperialisten, aber eine so gute Sache, wie wir sie vertreten, können sie ihren Soldaten nicht einmal mit Hypnose einreden.
Ihr Offiziers- und Soldatenideal ist der militärisch perfektionierte, charakterlich skrupellose, politisch urteilsschwache, gehorsame Krieger. Können das die besten Soldaten sein?
Die Geschichte lehrt: Kommunisten sind konsequente Kämpfer. Sie verwirklichen mit kommunistischer Tatkraft alles, was dazu dient, auch im Militärwesen den Höchststand zu erreichen. Das ist in der technischen Ausrüstung und Bewaffnung genauso wie in der Ausbildung.
Denken Sie z. B. an den sozialistischen Wettbewerb um höchste Ausbildungsergebnisse. So etwas gibt es in keiner imperialistischen Armee.
Die Genossen des Truppenteils Grohs haben dafür ein gutes Beispiel gegeben. Ihre Losung steht bereits auf der Fahne vieler Truppenteile.
Einer gab hier das Beispiel für alle. Diese große Initiative bringt jedem einzelnen und der gemeinsamen Sache großen Nutzen.
Hier liegt die Antwort auf Ihre Frage.
Sind Sie und Ihre Genossen dabei und erreichen Sie das Kampfziel, dann sind Sie es selbst, die von sich sagen können: Wir gehören zur großen sozialistischen Militärkoalition mit den besten Soldaten der Welt. Vor uns haben die Militaristen Respekt und Furcht. Das hilft, den Frieden in der Welt zu sichern. Das ist der große Gewinn dieser guten Sache.

Manöver-tage

Aufregend langsam scheint Soldat Januszak die Zeit zu verrinnen. Monoton dringt das Motorengeräusch an sein Ohr. Über die Bordwand des SPW bläst kühl der Fahrtwind. Er trägt den Geruch von Auspuffgasen und frisch umgepflügter Erde herein. Wolfgang Januszak blickt zu seinen Genossen. Sie hocken auf ihren Plätzen, die Waffe zwischen die Knie gepreßt und sind hellwach wie er. Seit die Kolonne vor Tagesanbruch den Konzentrierungsraum verließ, erfüllt die Soldaten des Mot.-Schützenzuges Köhler erwartungsvolle Unruhe. Ist es das Erlebnis der ersten Truppenübung, das sie so unruhig macht? Wie Wolfgang Januszak — bis zu seiner Einberufung war er Blechspanner im LEW Hans Beimler Hennigsdorf — sind die meisten Soldaten des Zuges Wehrpflichtige. Sind sie auf die Übung ungenügend vorbereitet? Ganz gewiß nicht. Bei der kürzlichen Überprüfung haben sie bewiesen, was sie können. Sie waren bester Zug beim Inspektionsschießen, beim Exerzieren und auf der Sturmbahn erhielten sie ein glänzendes „Sehr gut“. Erst vor wenigen Tagen kam Soldat Januszak vom Scharfschützenlehrgang zurück. Er hat seine Genossen nicht enttäuscht. Am Marschziel, dem sie erwartungsvoll entgegensehen, werden die Soldaten des Zuges Köhler gemeinsam mit sowjetischen und polnischen Waffenbrüdern auf dem Gefechtsfeld handeln.

Endlich wird es Tag. Vor den Fahrzeugen breitet sich eine Niederung aus, von einem feinen Nebelschleier überzogen. Sollte dort schon der Fluß sein, über den die Pioniere der Polnischen Volksarmee eine Brücke schlagen? Augenblicke später sieht Soldat Januszak den Fluß bereits vor sich. Eine lange schwimmende Straße verbindet die Ufer. Die polnischen Pioniere stehen auf den Pontons und sichern die Anker. Vorn der erste, ein kräftiger Bursche, ein echter Pionier, denkt Wolfgang Januszak. Unter der Schwimmweste spannt sich eine breite Brust, unter dem grünen Stahlhelm blicken freundliche Augen. Ein Gruß, der mehr ist als eine militärische Geste, ein freundschaftliches Wort, das der Motorenlärm überdröhnt — mehr Zeit bleibt nicht.

Soldat Januszak ahnt nicht, daß Cieslaw Karuzny, der polnische Genosse, den er soeben grüßte, mit seinen Kameraden die Brücke in Rekordzeit baute. Cieslaw Karuzny ist Pionier des besten Pontontruppenteils der Polnischen Volksarmee. Dieser traditionsreiche Truppenteil bereitete 1944 den Soldaten der 1. Polnischen Armee den Weg, die an der Seite ihrer sowjetischen Waffenbrüder der Heimat den Frieden brachten. Heute, an diesem Herbsttag, schlug Cieslaw Karuzny deutschen Soldaten eine Brücke, die für den Schutz seines Vaterlandes bereit sind ihr Leben einzusetzen, wie er für das ihre.

Und weiter geht der Marsch, über Dutzende von Kilometern. Zu beiden Seiten der Straße dehnen sich weithin Felder. Auf den Weideplätzen grasen Viehherden. Wolfgang Januszak fühlt sich in die Umgebung seiner Garnisonsstadt versetzt. Wie mag vor 17 Jahren diese stille, schöne Landschaft ausgesehen haben? Hier war jeder Quadratmeter



Brücke der Waffenbrüderschaft. Einheiten der Nationalen Volksarmee passieren eine von polnischen Pionieren in Rekordzeit geschlagene Pontonbrücke.

Tempo, Tempo ist auch die Devise der polnischen Pak-Bedienungen. Während zu beiden Seiten der Geschütze Panzer nach vorn stoßen, bekämpfen sie Ziele mit scharfen Granaten.





von Eisen zerwühlt, der Krieg hatte gräßliche Wunden geschlagen.
Die Einwohner eben dieser Dörfer und Städte stehen an den Straßen, warten und winken Wolfgang Januszak und seinen Genossen zu. Auf einem Spruchband liest er in Deutsch die Worte: Wir grüßen die Soldaten des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates. In einem der Dörfer stoppt die Kolonne, fährt rechts heran zum kurzen Halt. Erst ein wenig zaghaft, dann aber schnell kommen fünf Jungen und Mädchen zum Fahrzeug. Erwachsene treten hinzu, ein wenig später hält jeder auf dem SPW ein kleines Geschenk in den Händen: einen Apfel, eine Zigarette, einen Strauß Chrysanthemen, die schönsten aus dem Garten.
Das Marschziel ist erreicht. Schon heißt es: „Fertigmachen zum Angriff!" Die benachbarten sowjetischen und polnischen Truppenteile sind schnell vorgedrungen. Nun ist es an den Einheiten der Nationalen Volksarmee, mit den Waffenbrüdern Schritt zu halten.
Sorgfältig überprüft Soldat Januszak seine Waffe, ordnet die Ausrüstungsgegenstände und prägt sich den Befehl des Gruppenführers ein. Er ist bereit.
Da beginnt auch schon die Artillerie ihr Wort zu sprechen. Minutenlang erschüttert das Donnern der Artillerievorbereitung die Luft. Über den gegnerischen Stellungen verdunkeln Detonationswolken den Himmel. Jagdbomber stoßen blitzschnell herab und bekämpfen Ziele im Tiefflug. Hinter den SPW schwellen tiefes Brummen und metallisches Klirren zu ohrenbetäubendem Dröhnen: Die Panzer greifen an.
Zum ersten Mal erlebt Soldat Januszak in diesem Ausmaße, was Zusammenwirken der Waffengattungen bedeutet, was Schlagkraft sozialistischer Armeen heißt. Doch zum Nachdenken bleibt keine Zeit. Die SPW preschen nach vorn, fahren auf zur Linie. Absitzen! Gedankenschnell flankt Soldat Januszak vom Fahrzeug, läuft auf seinen Platz in der Schützenkette, orientiert sich kurz und folgt den angreifenden Panzern. In die bellenden Schüsse der Panzerkanonen mischen sich die knatternden Feuerstöße der Maschinenpistolen. Da, der Gruppenführer zeigt auf einen Erdaufwurf. Im Lauf aus Hüfthöhe oder nach kurzem Anlegen schießend, bekämpft Soldat Januszak die zugewiesenen Ziele. Das Feuer zwingt den Gegner in die Deckung. Durch die Schützenkette geht ein Ruck. Vorwärts! Im Sturm wird die Stellung genommen. Und ohne Atempause greifen die Schützen weiter an. Jede gut genutzte Ausbildungsstunde zahlt sich in diesem Gefecht aus. Erst als sich die Gruppe zur Verfolgung des Gegners auf den SPW schwingt, spürt Soldat Januszak, daß ihm Schweißbäche über das Gesicht rinnen.
Die nächsten Stunden lassen die Strapazen bald vergessen. Wieder erlebt Wolfgang Januszak die Gastfreundschaft der polnischen Bevölkerung. Die Einwohner eines Dorfes, in dem die Kolonne



Einen Dolmetscher bitte? Nicht nötig. Nach einer Übung, die man gemeinsam erlebt, bei der man nebeneinander gekämpft hat, wie diese Soldaten der Sowjetarmee und der Nationalen Volksarmee, findet man schnell eine gemeinsame Sprache.



Riesige Turboprop-Hubschrauber haben aufgesetzt. Aus den Entladeluken rollen kleine schnelle Transportfahrzeuge – kampfbereite Luftlandetruppen.

Drei Mot.-Schützen, die Soldaten Refke, Januszak und Wrobel, empfingen die ihrem Truppenteil zur Erinnerung an die gemeinsame Übung verliehene Fahne. Sie trägt die Inschrift: Den Waffenbrüdern der Nationalen Volksarmee – Von den Soldaten der Polnischen Armee – Auf Wacht für Frieden und Sozialismus



rastet, bewirten die Soldaten wie eigene Söhne. In unmittelbarer Nachbarschaft halten sowjetische und polnische Einheiten. Bevor Aufsitzen befohlen wird, bietet sich Gelegenheit zu einem kurzen Besuch. Trotz der Sprachschwierigkeiten ist die Gedankenbrücke zwischen den sowjetischen und polnischen Kraftfahrern und Soldat Januszak, dem Mot.-Schützen der Nationalen Volksarmee, schnell geschlagen. Wo bis du zu Hause? Du Pawel in Minsk, Gerard in der Nähe von Poznan, und ich in Hennigsdorf. Unser Werk, in dem ich arbeite, baut Lokomotiven, Elektroloks ... und anscheinend, so ganz nebenbei ergibt sich das Bild der engen Beziehungen zwischen den sozialistischen Bruderländern. Als die Kolonne dann zum Marsch aufbricht, hat manches persönliche Kleinod den Besitzer gewechselt.

Szczecin, die aufblühende Hafenstadt an der Odermündung, empfängt die Soldaten im Fahnenschmuck. In den Straßen pulsiert reger Verkehr. Entlang des Marschweges leuchten wie helle Tupfen die Fassaden neuer Wohnblocks. Soldat Januszak erinnert sich eines Vortrags in seiner Kompanie: Der Hafen, einer der größten Europas, für Polen wie für die sozialistischen Bruderländer ein Tor zur Welt, drei Großwerften, ein Motorradwerk und zahlreiche andere Industriebetriebe wurden nach dem Kriege wieder aufgebaut oder entstanden neu. Sie geben der Stadt das Gepräge.

Auf dem Platz Jasne Blonie sind die Truppenteile zum Abschlußmeeting angetreten. Neben dem rechten Flügel der Mot.-Schützeneinheiten der Nationalen Volksarmee stehen drei Soldaten des Zuges Köhler, die Soldaten Januszak, Refke und Wrobel. Die drei können es immer noch nicht glauben, daß sie dazu ausersehen sind, als Fahnendelegation ihres Truppenteils aus den Händen des Verteidigungsministers der Volksrepublik Polen, Waffengeneral Marian Spychalski, eine Ehrenfahne zu empfangen. Soldat Januszak blickt über die weite Fläche. Da stehen die sowjetischen Tankisten, über deren enormes Angriffstempo alle anerkennend sprechen, die polnischen Pioniere, die in Rekordzeit die Brücke schlugen, sowjetische Gardeeinheiten, polnische Fallschirmjäger. Dicht gedrängt umsäumen Zehntausende Szczeciner Bürger den Platz. Er hört die Worte des Ministers, Worte, die ihm aus dem Herzen gesprochen sind. Dann steht er mit seinen Genossen an der Seite der sowjetischen und polnischen Fahnendelegation vor der Tribüne. Die Kehle wird ihm eng, als ihm der Minister die Ehrenfahne, ein Symbol der unzertrennlichen Waffenbrüderschaft der sozialistischen Armeen, übergibt. Er weiß, daß er und seine Genossen, einfache Soldaten, nicht nur ihren Truppenteil repräsentieren. Er gibt dem General das Soldentenwort: Was die Werktätigen der sozialistischen Länder geschaffen haben, werden wir Seite an Seite und gemeinsam mit unseren Waffenbrüdern schützen.

F. Haubert

Vom ersten offiziellen Besuch einer sozialistischen deutschen Militärdelegation in der Sowjetunion

»Solch eine Freundschaft! Du zerschlägst sie nicht einmal mit dem Beil«



Russisches Sprichwort

Es ist schwer, aus der Fülle der großartigen und uns alle tief beeindruckenden Erlebnisse während unseres Aufenthaltes in der Sowjetunion das eine oder andere Ereignis besonders hervorzuheben und es als das alles überragende Erlebnis zu bezeichnen. Aus der Vielzahl der gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen müssen solche, wie der Besuch an den Arbeitsplätzen und Wohnstätten Lenins, die herzlichen Begegnungen mit den sowjetischen Menschen (ob in der Uniform des Soldaten der Sowjetarmee, ob am Arbeitsplatz im Betrieb, ob auf dem Sowchos oder aber auch vor allem der Empfang beim Ersten Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und Vorsitzenden des Ministerrates der UdSSR, Genossen N. S. Chruschtschow) besonders hervorgehoben werden.

Daß den Mitgliedern der Militärdelegation unserer Armee die hohe Ehre erwiesen wurde, vom Genossen N. S. Chruschtschow zu einer herzlichen Unterredung im Kreml empfangen zu werden, war für uns alle eine freudige Überraschung und der absolute Höhepunkt unseres Besuches in der Sowjetunion.

Charakteristisch für die sachliche und zugleich herzliche Atmosphäre in der Umgebung des Genossen Chruschtschow war auch, daß der sowjetische Fotograf nicht etwa sagte: „Genosse Erster Vorsitzender, würden Sie bitte einen Schritt nach rechts treten", sondern daß er ihn mit „Nikita Sergejewitsch" ansprach.

Im Verlaufe der mehr als einstündigen Aussprache ließ sich Genosse Chruschtschow eingehend über den Stand der politischen Erziehung und militärischen Ausbildung in der Nationalen Volksarmee unterrichten. Dabei war es für uns sehr beeindruckend, welch großes Interesse er für die Entwicklung unserer Nationalen Volksarmee zeigte, aber auch wie gut er über bestimmte Details informiert war.

Genosse Chruschtschow erzählte uns dann eine Anekdote aus dem Bürgerkrieg. In seiner humorvollen Art wollte er ausdrücken, daß es kein spezielles deutsches Problem ist, wenn ein Volk und auch Familien durch den Klassenkampf zerrissen werden, daß dies schon oft in der Geschichte des Klassenkampfes so war und die Genossen in Rußland das ebenfalls jahrelang erlebt hätten.

Genosse Chruschtschow gab uns in diesem Zusammenhang wertvolle Hinweise, vor allem für die politische Erziehungsarbeit und für die Arbeit mit den Kadern in der Nationalen Volksarmee.

Einen großen Raum nahmen im Verlaufe der Unterredung auch die Darlegungen des Genossen Chruschtschow zu aktuellen Fragen der internationalen Politik sowie zum Kampf um einen



Bild oben: In einer sowjetischen Offiziersschule. Rechts: Armeegeneral Hoffmann; links neben ihm Generalmajor Friedrich Dickel.

◄ Marschall Malinowski und Armeegeneral Hoffmann bei der Verabschiedung der DDR-Militärdelegation auf dem Moskauer Flughafen Scheremetjewo.

Friedensvertrag und um die Lösung der Westberlinfrage ein. In diesem Zusammenhang waren wir besonders beeindruckt von der großen Offenheit, mit der Genosse Chruschtschow diese Probleme erörterte, und von dem großen Vertrauen, das er und damit auch das ganze Sowjetvolk in die fortschrittlichen Kräfte des deutschen Volkes, vor allem in seine Arbeiterklasse und ihre führende Kraft, die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, setzen.

In diesem Augenblick haben wir alle noch stärker die uns daraus erwachsende Verpflichtung empfunden, unsere Kräfte für die Sicherung des Friedens in enger Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee und den übrigen Armeen des sozialistischen Lagers noch mehr anzustrengen als zuvor.

Wir empfanden auch die herzliche Verbundenheit zwischen der KPdSU und der SED, die sich besonders in den herzlichen Worten des Genossen Chruschtschow für die führenden Repräsentanten der DDR, vor allen für die Genossen Walter Ulbricht und Otto Grotewohl offenbarte. *Oberst Borning*

Unsere Autokolonne fährt durch die weite russische Ebene, läßt den seit Jahrhunderten besungenen Fluß hinter sich. Dann halten wir auf einer der vielen betonierten Bahnen eines Flugplatzes. Hier war auch der Kosmonaut Nr. 1, Juri Gagarin, vor und nach seinem epochemachenden Weltraumflug. Im weiten Rund stehen startbereit modernste Jagdflugzeuge verschiedener Typen. Nach der Begrüßung erklärt uns der Kommandeur die taktisch-technischen Daten. Die Delegation nimmt die Gelegenheit wahr, um die Maschinen von außen und innen zu besichtigen. Schnell ist eine angeregte Diskussion über Einsatzmöglichkeiten und Arbeitsweise der Geräte im Gange.

Durch den ohrenbetäubenden Lärm werden wir aus der Unterhaltung gerissen: Ein moderner Abfangjäger jagt über die Startpiste, löst sich rasch von der Erde, vollführt nach einer Steilkurve einige Loopings und andere Kunststücke und schnellt dann wie ein Blitz senkrecht in die Höhe. Wie gebannt sehen wir dem schnellen silbernen Vogel nach, der noch auf keiner Flugparade öffentlich gezeigt wurde, und denken unwillkürlich an das Fliegerlied „... drum höher und höher ..."

Das Flugzeug entschwindet dem unbewaffneten Auge. Doch wenig später sehen wir den Jäger in niedriger Höhe mit Überschallgeschwindigkeit an uns vorbeirauschen, vernehmen wenige Augenblicke später den Schall. Bei den weiteren Vorführungen, die aus verschiedenen Richtungen und in verschiedenen Höhen durchgeführt werden, demonstriert uns der in seiner Geschwindigkeit und Steigfähigkeit großartige Jäger erneut den hohen Stand der sowjetischen Wissenschaft und Technik und das Können der sowjetischen Flieger.

Mit Hochachtung und aufrichtiger Bewunderung verabschieden wir uns später von den sowjetischen Fliegern. Die Forderung: „Von der Sowjetarmee lernen, heißt siegen lernen!" war uns allen mehr denn je bewußt. *Oberstleutnant Wollny*

Waffenbrüder Magazin

Unseren vietnamesischen Waffenbrüdern gratulieren wir zum 18. Jahrestag der Vietnamesischen Volksarmee am 22. Dezember.



Weit öffneten die polnischen Menschen während der letzten gemeinsamen Übung den Angehörigen der befreundeten Armeen ihre Herzen. Da überraschte doch beispielsweise einen Unteroffiziersschüler der Nationalen Volksarmee unmittelbar am Eingang eines polnischen Dorfes eine Motorradpanne. Kaum hatte er sich daran gemacht, den Schaden zu beheben, war er auch schon von freundlich gestikulierenden Einwohnern umringt, die ihm helfen wollten und Geschenke brachten. Ein kleiner Steppke schleppte einen Korb mit Nüssen heran; schließlich bot ihm eine alte Frau aus einer dickbauchigen Flasche Wein an. Verlegen versuchte unser Genosse dem Mütterchen klar zu machen, daß er ja fahren müsse und nicht trinken könne. Betrübt ging die Frau nach Hause – um Minuten später freudestrahlend mit einem Leinwandbeutel wiederzukommen, den sie dem deutschen Genossen umhängte. In dem Beutel war natürlich – die Flasche.

Über 1000 DM fand der Gefreite Michail Iwanow in Schwerin auf der Straße. Mit Hilfe seines Kommandeurs ermittelte er den Verlierer, einen deutschen Bürger, der kaum noch damit rechnete sein Geld wiederzuerhalten. Hocherfreut dankte dieser dem sowjetischen Genossen und bot ihm einen angemessenen Finderlohn an. Gefreiter Iwanow lehnte jedoch bescheiden ab.

Was ißt Soldat Petrow? RUSSISCHE GRÜNZEUGSUPPE

In feine Streifen geschnittene, gereinigte Spitzmorcheln (evtl. andere Pilzkonserve), Kohlrabi, Zwiebeln, Möhren, Petersilienwurzeln und Sellerie werden in Fett gedämpft, mit Schotenbrühe aufgefüllt und eine Stunde gekocht. Man salzt und pfeffert die Suppe nach Geschmack, quirlt saure Sahne hinein und kocht Teigware ein.

Die letzte Nacht mit Irene

VON WALTER FLEGEL

Rolf hatte sich Irenes Brief aufgespart, wie immer, für eine ruhige Stunde. Das eigentümliche Brennen in der Brust, das noch nicht geöffnete Liebesbriefe entfachen, liebte Rolf.

Im Waggon, unterwegs zum Manöver, als alle anderen auf ihren Pritschen schliefen, setzte sich Rolf auf einer Kiste zurecht, zerschnitt den Briefumschlag mit dem Taschenmesser, blätterte den engbeschriebenen Bogen nahe der schwingenden Laterne auf und begann zu lesen. Wie in allen Briefen vorher, beantwortete Irene auch in diesem seine vielen Fragen um ihren Tag, über ihre Gedanken, Wünsche und Ziele. Wie in allen Briefen vorher, ging auch beim Lesen dieses Briefes in Rolfs Gesicht ein tiefes Lächeln auf, das seine braune Haut rötete, seine gerade strenge Nase ein wenig kürzer und weicher machte und seine grauen schmalen Augen weitete. Anfangs, denn der Brief begann wie alle vor ihm begonnen hatten. Plötzlich aber erlosch das Lächeln. Aufgerichtet und steif saß Rolf eine Weile. Hastig schaltete er die Taschenlampe ein, richtete sie auf den Briefbogen. Doch in dem zitternden grellen Lichtstrahl wurde der Satz noch deutlicher, und alle die runden Buchstaben mit den weichen Bögen und Linien, standen in quälendem Widerspruch zum Sinn, den sie zusammen ergaben. Rolf hätte den Satz nicht immer wieder lesen brauchen, der auf die zweite Seite, fast an das Ende des Briefes geschrieben war. Beim ersten Lesen bereits hatte der ihn angesprungen, schon danach saß es wie eingebrannt hinter seiner erblaßten Stirn: „Wenn Du länger dienen willst, dann diene, aber ohne mich, das sollst Du wissen, ehe Du Dich entscheidest, denn ich lebe nicht länger so dahin, als Achtzehnjährige, die mehr vom Leben haben will und kann, als dieses ewige Warten auf ‚ihren Unteroffizier', diese Liebe auf Raten und Abbruch, und wer weiß, wie noch alles kommt."

Noch einmal las er es und noch einmal und die Hoffnung auf einen anderen noch verborgenen Sinn des Satzes verschwand zwischen den sorgfältig aufgeschriebenen Wörtern.

„Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße, schneller, immer schneller, bis das zu einem rasenden schmerzenden Getöse anwuchs und „entweder" hieß, „entweder, entweder." Ein Wirbel von Gefühlen fiel über Rolf her, drückte ihn an den Mittelpfahl der Pritschen, an dem die Laterne rastlos taumelte. Und wie deren Schwingungen ein Licht- und Schattenspiel über die Schlafenden warfen, über die grauen Bretterwände und durch die Waggontür hinaus auf den vorüberfliegenden Bahndamm, so blitzten in Rolfs Erinnerung Bilder auf, Gesichter, Wünsche und Gesprächsfetzen, zusammenhanglos, verzerrt und durcheinandergeworfen wie im Traum.



Die Handgriffe und Aufgaben des Wachenden erledigte Rolf genau und pünktlich. Er regulierte das Licht, gab Signale, wenn der Zug einmal hielt und wieder anfuhr. Längst war Rolfs Wachzeit überschritten. Doch er weckte seine Ablösung nicht, weil er allein sein wollte. An die offene Tür setzte er sich, die Beine angehockt, den Kopf auf den Händen über den Knien, vor sich die Nacht und in ihr Funken und eine Waggontür, dünnes Flackerlicht, das den Bahndamm sichtbar machte, seine Büsche, Blumen und schwarzen Mastenfüße.

Allmählich ordneten sich Rolfs Gefühle, weil Gedanken hineinkamen, Bilder fanden ihren Anschluß und ihre Fortsetzung, reihten sich aneinander zu kleinen Filmen, die seine Erinnerung abspielte. „Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Im Zug hatte er gesessen,



als er Irene kennenlernte, im Zuge wie jetzt, doch auf der Bank eines D-Zuges von Berlin nach Dresden, in der Ausgangsuniform als Weihnachtsurlauber. Er setzte sich Irene gegenüber ans Fenster und stieß dabei mit der Spitze seines Halbschuhes an ihre helle enge Skihose. Daß sie sehr hell war, fiel auf mit dem großen Schmutzfleck, daß sie eng war, bemerkte er, als er mit Taschentuch und Fleckenwasser die Spur seines Schuhes beseitigte. Das Fläschchen ‚Benzinoform' ließ er auf der Fensterbank stehn. „Vorsichtshalber", sagte er, und ein Blick traf ihn, der war nicht mehr so spöttisch und ärgerlich wie der erste, neugierig war er und ein wenig länger. Große Augen hatte das Mädchen, dessen Gesicht irgendwo noch nicht fertig war, breit an den Backenknochen lief es von dort aus in einem spitzen Kinnchen zusammen, ein Dreieck bildend. „Danke", sagte sie mit Verspätung, stützte sich auf den Klapptisch und blickte zum Fenster hinaus. ‚Was es da nur zu sehen gibt', dachte Rolf und betrachtete sie. Ein blauer Rollkragenpulli lag eng um ihren schlanken Hals. Das Haar, an den Seiten nach oben und nach hinten gekämmt, braun, glänzte und quoll oben und hinten lockig auf. Kräftige Hände hatte sie, schlanke Hände mit langen weißen Fingern, deren Anblick Sehnsucht nach Zärtlichkeit in Rolf lösten. Noch immer schaute sie zum Fenster hinaus. Er wollte sehen, was es zu sehen gab, sah aber nur sein Gesicht und dann ihres, wie im Spiegel, und ihre Augen, die waren bei ihm, und beide erschraken über ihre Entdekkung. Später hatte sie ihm gesagt, daß sein Gesicht rot geworden war und in diesem Augenblick bei ihr das Gefühl für ihn da war. Auf dem Bahnsteig des Dresdner Hauptbahnhofes blickten sie nach den Reisenden, auf die Losungen und Plakate, als sähen sie die zum ersten Male. Sie sagte: „Nun, dann also auf Wiedersehen." Und er darauf rasch: „Wo und wann?" Am ersten Weihnachtsfeiertag wollten sie sich treffen, im Großen Garten, am Carolaschlößchen. „Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Hinter Rolf gähnte jemand erwachend. Decken wurden zurückgeschlagen und eine verschlafene Stimme sagte: „Mann, schon bald zwei, warum weckst du mich nicht?"
„Leg dich wieder, leg dich", beruhigte Rolf den sitzenden Unteroffizier. „Schlaf, ich kann nicht." Ein unverständliches Murmeln war die Antwort, ein Gähnen und Anpassen an die Lage der schlafenden Nachbarn.
„Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Am Weihnachtsfeiertag kam sie, herausgeputzt wie ein Mannequin, von den Schuhen bis zum Hut, vom Mantel bis zum Hemdchen (das hatte sie ihm erst später gesagt) alles Geschenke ihrer Eltern, des Klempnerehepaars Schuster, an ihre verwöhnte Einzige. Elegant kam sie und schön, wie einem Modejournal entschlüpft, daß er fast zwei Stunden überlegte, ob er ihr den Arm anbieten sollte. Sie nahm ihn bereitwillig, denn die Schuhe waren nicht nur elegant, sondern schön spitz und hochbeinig und neu und so eng, daß er sich heute noch wunderte, wie sie ihre Frostbeulen in den Lederchen unterbrachte. Nicht nur seinen Arm nahm sie. Auch seine Küsse, abends, beim Stadtbummel, auf der Brühlschen und beim Heimweg vom „Blauen Wunder" aus über zahllose Stufen und Treppchen hoch zum „Weißen Hirsch", zur Plattleite. Und es erschien ihm wie ein Wunder: Dieses elegante schöne Mädchen, einzige verwöhnte Klempnerstochter, Einfamilienhaus an der Plattleite, Verkäuferin im Kunstgewerbe, ging neben dem Unteroffizier, dem Schlosser, flüsterte und lachte mit ihm, küßte ihn und streichelte mit langen feinen Fingern über sein Gesicht, wozu sie ihre Handschuh abzog. Als sie sich verabschiedeten, gab sie schon Küsse und den Treffpunkt für morgen. Sie kam in Skihosen, Rollkragenpulli, schöner als am Tage vorher, die Haare quollen lose unter der Strickmütze hervor und ihr Gesicht war nicht mehr so spitz und dreieckig, sondern voller, lebhafter, und in ihren Augen glitzerten aus vielen Pünktchen Freude und Erwartung. Schnee war gefallen über nacht. In der Heide wanderten sie umher, balgten sich im Schnee, küßten sich den Reif von den Wimpern, immer wieder sagte sie, daß er ihr in Zivil noch tausendmal besser gefalle, als in der Uniform, und auf dem Heimweg lähmte der erste Abschied ihre Lebhaftigkeit. Sie sagte: „Ich warte auf dich. Im Herbst bist du ja fertig. Schreibe bald und oft."
„Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Rolf hob die Schultern. Wo war hier eine Verbindung zu ihrem Ultimatum? Nichts war da, nichts. Oder soll man erst einige Fragen auf Ehre und Gewissen stellen, eine kritische Selbsteinschätzung verlangen, auf der Arbeitsstelle nach gesellschaftlicher, politischer Beurteilung fragen, ehe man sich verliebt? Und wenn einem etwas nicht gefällt, zieht man den Hut und entschuldigt sich, wie beim Einkauf, wenn eine Hose nicht paßt. Was hat das mit Liebe zu tun! Hosen können ge-

ändert werden und Menschen auch, nur daß es länger dauert, und eben durch die Liebe werden Menschen verändert, wie viele Bücher gibt es davon und Filme. Also habe ich nicht richtig geändert, nicht schnell genug, dachte Rolf. ‚Aber wann soll ich denn ändern. Meine Urlaube zähle ich an den Fingern ab und da bleiben noch welche übrig.' Er hob die Hand, ballte sie zur Faust und spreizte die Finger ab, während er zählte: „Weihnachten, Februar, April, Mai, Pfingsten. Pfingsten, ja! Was sollte er mit dem bißchen Zeit anfangen, veragitieren? In ihrer Urlaubsliebe, wo sie immer froh waren, endlich zusammenzusein, wo es jedesmal Stunden brauchte, ihre Entfremdung zu überwinden, die alle langen Briefe auch nicht verhinderten.

„Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Pfingsten. Sie fuhren nach Rathen. Am Freitag bereits, mit Koffern in der Jugendherberge „Karl Stein". Unterwegs, hinter Pirna, erklärte er ihr den Irene-Rhythmus. Sie lächelte, ein sonderbares Lächeln, fand er, und als er sie genau betrachtete, bemerkte er eine Veränderung an ihr. Sie hielt seinen Blick nicht aus und sah zum Fenster hinaus. Still war sie und unruhig. In ihren Augen glänzte eine tiefe unruhige Freude. Irene erblaßte und errötete abwechselnd. Kalt waren ihre Hände und seltsam reglos lagen sie in seinen. Sie fuhren zwischen Wehlen und Rathen. Er wies aufs andere Elbufer und sagte: „Siehst du dort links unter dem Basteigasthaus das Häuschen?"

„Ja", flüsterte sie und er flüsterte auch „Das ist eine Hütte, die Herberge hat mehrere." — „Ja", flüsterte sie wieder und er auch: „Vielleicht haben wir eine für uns." „Ja", flüsterte sie wieder und: „Hoffentlich." Nach diesem ‚hoffentlich' sah sie ihn an, lange, mit einem Blick, der das Innerste offenbart und ins Innerste dringt. Jetzt überkam ihn dieselbe Unruhe, die er an ihr beobachtet hatte. Sie verließ beide nicht, als sie engbeisammensitzend mit der Fähre übersetzten, aus Rathen wieder hinausgingen ehe sie hineingelaufen waren, am rechten Elbufer entlang in Richtung Wehlen, dann hinter den letzten Rathener Häusern nach rechts in den Wald einbogen, sechsundneunzig Stufen hinaufstiegen und sich bei der Herbergsleitung meldeten. Sie erhielten eine Hütte für sich, ein Hüttchen mit Klubraum, Küche, Schlafraum für zwei Personen und einem Schlafboden. Lärmend und lachend richteten sie sich ihr Haus ein, den Klubraum als Wohnzimmer und den kleinen Raum als Schlafgemach. Die Pritschen schoben sie nebeneinander und die leeren Koffer stellten sie als Nachttischchen daneben. Irene zauberte Blumen in alle Räume und er Musik aus dem Radio. Bis zum Abend blieben noch Stunden. Sie gingen, kletterten auf Felsen, warfen nach dem Himmel unter ihnen im Fluß Kienäppel, lachten, küßten sich und als es keine Sonne mehr gab, gingen sie still und mit verklammerten Händen nach Hause. In ihr Schlafzimmer fiel noch Licht. Es war sehr still. Als Rolf den Raum abgeschlossen hatte, waren sie allein, allein auf der Welt, einander die Welt.

„Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Rolf schloß die Augen und drückte



Illustrationen: Wolfgang Würfel

die Fäuste gegen die Ohren. Irene! Wie kann sie nach allem einen solchen Satz schreiben! Wo kommt so etwas plötzlich her? Das ist doch unmöglich! Doch der Brief war da, der Satz geschrieben. „Warum habe ich nicht irgendwann gespürt, daß dieser Satz einmal kommt", fragte sich Rolf. Warum, warum das alles? Was tue ich? Ja, was! Entweder — oder! Entweder diene ich länger, oder ich behalte Irene. Entweder — oder, entweder.

Der Zug hielt. Dampf zischte aus den Anschlußstücken der Waggons. Einen schrillen schmerzenden Pfiff stieß die Lokomotive aus. Von den Schlafenden fuhr einer hoch und fragte: „Alarm?" Pfiff und Frage hatten die anderen verschlafen. Niemand rührte sich. Der Erschrockene paßte sich wieder zwischen die Liegenden. Ein Offizier kam auf den Waggon zu. Ausgetaumelt hatte die Laterne. Rolf erkannte seinen Zugführer. „Alles in Ordnung?" erkundigte sich der Leutnant, schaute in den Waggon hinein und meinte lachend: „Der reinste Schlafwagen. Nur einer wacht, und das ist Pracht. Sicher haben Sie wieder einen Brief an Ihre Irene geschrieben." Rolf schüttelte den Kopf. Noch einmal pfiff die Lokomotive und der Leutnant rannte zum Offizierswaggon. Die Räder begannen wieder zu schlagen. Rolf dachte: ‚Sie kennen Irene, fast alle, wenigstens von dem Photo her. Sie wissen wie oft ich ihr schrieb. Schrieb? Muß das sein? Es geht doch anders! Warum will sie nicht warten? Nehme ich alles zu ernst? Muß ich für unsre Liebe das Opfer nicht bringen? Warum sie nicht auch? Was ist überhaupt Opfer hier? Hab' ich nicht genug getan, mit zwei Jahren Dienst? Er fand sich in seinen Fragen und Vorwürfen nicht mehr zurecht, erfaßte keine, weil sie an ihm vorüberflitzten, wie draußen die Schatten der Bäume und Masten. Er versuchte in Gedanken Rat bei seinen

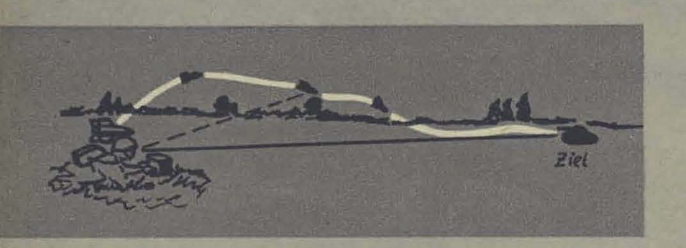
Freunden zu holen, die schliefen, ganz einfach schliefen.
„Ach was, grüble doch nicht, Mensch", sagte Springer, „da gibt es doch nur eine Lösung. Uniform aus und Koffer packen, für so ein Mädchen!"
„Ist das denn so schwer", sagte Breiterholz, „da gibt es doch nur eine Lösung. Laß sie laufen, mit so einer Frau kommst du nicht weit." ‚Und dazwischen gibt es nichts', dachte Rolf, ‚nichts?' Er lauschte nach innen. Alles in ihm sagte, nein! Denn der Satz war da und seine Formel hieß: Entweder — Oder.
Und Kraft, der Leutnant, der Ehemann? Der erzählte wieder von seiner Frau, wie immer, wenn sie auf Frauen zu sprechen kamen. Er erzählte wie gut er sich mit seiner verstand, wie großartig das ist, welche Kraft und Sicherheit das gibt. Er schwärmte, begeistert und verliebt und verwundert über so viel Glück. Und Rolf nahm es ihm nicht übel, daß er keinen Rat gab. Jeder wußte, warum Kraft immer lustig war, ausgeglichen, hilfsbereit und klug, daß seine Frau fünfzig Prozent Anteil daran hatte. Um sie beneidete Rolf den Leutnant jetzt und auf einmal hatte er doch einen Rat von ihm. Such dir die richtige Frau, hieß der, aber er nutzte ihm nichts, denn es ging um Irene. Doch wie viele lebten verheiratet und nicht so einig wie die beiden Krafts. Und wie lebten die anderen? Wie war es zwischen ihm und Irene gewesen. Gewesen? „Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Sie lebten in einer stillen Übereinkunft, die sie selten über politische Dinge sprechen ließe. Auch in diesem Urlaub nach Pfingsten träumten sie, träumten von Möbeln, modernen Kleidern, träumten vom Umräumen der Villa, vom Gärtchen. Und Irene hatte das Wort, einen Fluß von Worten, einen Strom. Aber wo, wann sie leben wollte, über die Zeit, in der sie leben mußten, sprachen sie nicht. Unzufriedene Gedanken stiegen in ihm auf, peinliche Empfindungen, wie Luftblasen, die irgendwoher aus der Tiefe eines Gewässers plötzlich auftauchen und an der Oberfläche zerspringen. Irene war seine Oberfläche und er spürte auch diesmal den Luftbläschen nicht nach, als sie vor der Gartenlaube saßen, er und Schusters, Eltern und Tochter. Der Vater, mit einem verschmitzten Lächeln in den kleinen flinken Augen, wirkte, als wisse er mehr als alle anderen, weise. Die Mutter, eine schmale grauhaarige Frau mit strengen aufmerksamen Augen, lauter Stimme, sparsam und arbeitsam, war der Spieß der Familie. Sie saßen vor einem Korb Kirschen und plötzlich, keiner wußte wie, sprachen sie über politische Dinge. Als sie es merkten, alle vier auf einmal, schwiegen sie einen Augenblick, konnten sich aber nicht mehr ausweichen. Es ging um Genossenschaften. Schusters, Eltern und Tochter, machten Einwände, ereiferten sich. Rolf vertrat seine Meinung. Die Mutter vermittelte. Sie sagte: „Streitet euch doch nicht, Kinder, es lohnt ja nicht." Aber Irene war nicht zu bremsen. Rot im Gesicht, das wieder so kindhaft dreieckig war, fuchtelte sie mit ihren schönen Händen aufgebracht herum und sagte: „Du kennst doch die Wirklichkeit nicht. Liest nur die Zeitung, hockst in deiner lausigen Kaserne, hinter Mauern, und wenn dir mal einer sagt, wie die Wirklichkeit aussieht, glaubst du's nicht."
Bestimmt aber ruhig wehrte er sich. „Daß vieles noch verkehrt gemacht wird, absichtlich und unabsichtlich, darüber sind wir uns einig", sagte er. „Aber wir sind uns nicht einig in der Bewertung dieser Sachen und den Schlußfolgerungen daraus." Die Eltern gaben Irene zu und schließlich sagte sie: „Kannst reden was du willst. Ich denke mir meinen Teil und du dir deinen und wir sind uns einig."
„Nein, so sind wir uns eben nicht einig."
„Dann eben nicht."
Die Kirschen waren alle. Lang wurde das Schweigen und peinlich. Die Eltern gingen bald nach Hause und überließen die beiden ihrer Jugend und Liebe. Irgend etwas hatten sie gespürt, von einer Entfremdung zwischen den beiden, und sie waren darauf bedacht, daß die wieder erstickte, denn sie gönnten ihrer Tochter den Unteroffizier, mochten ihn selbst, seiner Offenherzigkeit wegen, und beide verwunderten sich über den voraussichtlichen Familienzuwachs ebenso wie Rolf über Irenes Liebe. Der Alte renommierte mit Rolf und träumte heimlich von einer Nachfolge, denn Rolf war Schlosser. Ein langer Abend kam. Es war die letzte Urlaubsnacht und für Augenblicke vergaß er, was Irene gesagt hatte, was ihn schmerzte, aber es brach immer wieder auf danach, plötzlich, immer dann, wenn er sich auf Irene freute, wenn er ihre Briefe las, wenn er ihr schrieb. Jedesmal erschrak er, weil er sich sagte, daß die völlige Einheit ihrer Gefühle und Gedanken nie da sein würde, daß er das vollkommene Sich-Wiederfinden im anderen nie erleben würde mit Irene, das völlige Verstehen und Ergänzen, das den Zugführer Kraft so gut machte.
„Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Rolf nickte. Hier gab es eine Verbindung zu dem Ultimatum, auf das er antworten mußte. Rolf stand auf und lehnte sich an die Querstange in der Türöffnung. Die Nacht war warm, wie die letzte des letzten Urlaubes bei Irene.
„Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Er lag mit Irene in der Heide. Klar war die Nacht, warm. Über ihnen in den Zweigen der Buche hingen Sterne. Staub war in der Luft. Nach Staub schmeckten die Küsse, nach Heidekraut, und Irene war schön und natürlich wie nie zuvor. Zwei, die sich so nahe sind, trennt nichts, glaubte er, und, daß nun alles andere zwischen ihnen gelöst sei. Diese Nacht nahm er auf, wie Irenes wortloses Geständnis zu ihm. Er fuhr weg. Ein Brief folgte ihm, voller Staubgeruch und Heideduft, zwischen den Wörtern glitzerten Sterne, alle Umarmungen und Küsse erlebte er wieder. Schließlich kam nach anderen Briefen das Ultimatum, der letzte Brief, der geschlossen, ebenso gebrannt hatte wie alle anderen.
„Irene, Irene, Irene", schlugen die Räder gegen die Schienenstöße. Wen hatte er überschätzt, sich, Irene, ihre Liebe? Gab es einen anderen? Rolf hob die Schultern. Wenn er weiterdiente, gab es sicher

(Fortsetzung auf Seite 32)



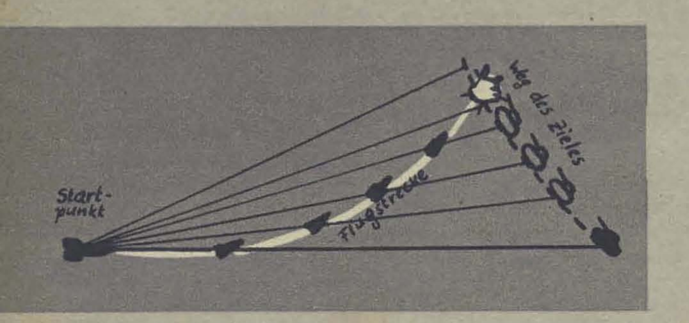
Vom »Rotkäppchen«, den SS und anderen...

VON MAJOR K. ERHART



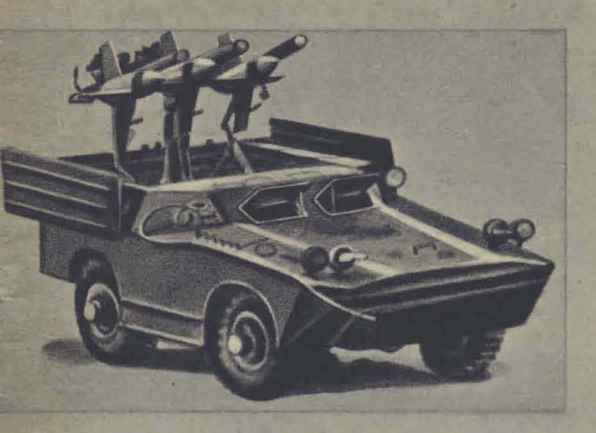
So findet sie ihr Ziel

Der Start einer Panzerabwehrrakete erfolgt entweder von Panzern, SPW, Kübelwagen und anderen Fahrzeugen aus oder direkt aus dem Transportbehälter („SS-10" usw.) Auch vom Boden kann gestartet werden. Hubschrauber haben Startschienen. In der Regel besitzen Panzerabwehrraketen ein Feststofftriebwerk. Eine Ausnahme macht der französische Typ „Lutin" mit einem Flüssigkeitstriebwerk. Der Aufbau ist einfach. Im Raketenkörper befinden sich die Gefechtsladung sowie das Start- und Marschtriebwerk (2 Stufen!). Am hinteren Teil sind die Leitflächen oder Stabilisatoren, zwischen ihnen sogenannte Störkonten, die die Funktion von Luftrudern haben.
Die Lenkung erfolgt meist per Draht, bei einigen über Funk bzw. Selbstlenkung. Im ersten Fall zieht die Rakete einen dünnen Draht (0,2 mm) hinter sich her, der von einer Spule an der Rakete abrollt. Diese Leitung ist mit dem Sender verbunden, von dem die Lenkimpulse ausgehen. Über eine Optik beobachtet der Bedienungsmann Ziel und Rakete und korrigiert deren Flug. D. h. über drei Punkte (Auge, Rakete, Ziel) bildet die Flugstrecke eine Linie (siehe Zeichnungen). Bei der Lenkung über Funk muß die Rakete ebenfalls dauernd beobachtet werden. Die Lenkimpulse gehen dann drahtlos vom Sender zum Empfänger in der Rakete. Durch Kommandoverfahren werden Abweichungen korrigiert.

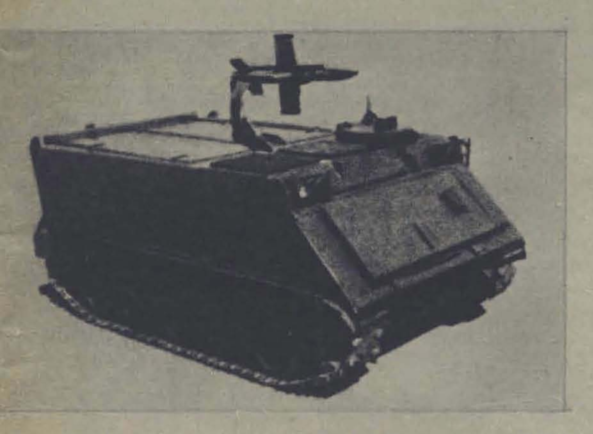


Denken Sie nicht, ich will Ihnen heute das alte Märchen vom Rotkäppchen in Neufassung erzählen oder über von Bonn ausgehaltene SS-Banditen schreiben. Ersteres überlasse ich gern den lieben Omas und letzteres wird die „AR" an anderer Stelle tun. Das Anliegen dieses Beitrages ist es, ein wenig über eine Sorte Raketen zu plaudern. Kurzum, der Gegenstand dieser Zeilen soll die Panzerabwehr-Rakete sein.
Es dürfte zum Allgemeinwissen jedes Militärangehörigen und militärisch interessierten Lesers gehören, daß die Kampfraketen in den letzten Jahren einen triumphalen Einzug in das Reich der Kriegstechnik gehalten haben. Überall sind sie anzutreffen. Was Wunder, wenn sie sich auch in der Panzerabwehr „breitmachen"? Zumal die Panzer an Kampfwert ständig zunehmen und infolge ihrer geringen Verwundbarkeit auch bei Kernwaffenschlägen eine gefährliche Waffe sind. Es ist daher verständlich, daß die dauernde Verbesserung der gepanzerten Fahrzeuge aller Art das Bestreben hervorruft, wirksame Bekämpfungsmittel zu besitzen.
Konnte man anfangs des zweiten Weltkrieges mit 20-mm-Pak noch einiges ausrichten, so sind jetzt leichte Pak-Geschütze, und in gewissem Maße auch ein Teil rückstoßfreier Waffen, nicht mehr als „Panzeranklopf-Geräte".
Zu dieser Erkenntnis waren angesichts der Erfolge der Sowjetarmee mit ihren unverwüstlichen Panzertypen auch die deutschen Experten gegen Ende des zweiten Weltkrieges gekommen. Ihre Abwehrmittel, von der geballten Ladung bis zur „Panzerfaust" und „Ofenrohr", erwiesen sich in zunehmendem Maße als unzulänglich. Neue Waffen mußten her. Und so entstand neben einer Anzahl „Wunderwaffen" auch das Projekt einer Panzerabwehrrakete, der man den unverfänglichen Namen „Rotkäppchen" gab. In den Konstruktionsbüros hieß sie einfach X-7, entstand 1944 auf den Reißbrettern der Mitarbeiter von Dr. Ing. Max Kramer und kam über das Versuchsgelände nicht hinaus. Von 1000 gefertigten 9 kg schweren „Rotkäppchen" wurden 100 Stück erprobt. Sie hatten eine geringe Flugweite und durchschlugen eine Panzerung von rund 200 mm. Obwohl etwas qualitativ Neues, hatten sie doch große Schwächen. Das war einerseits ihre zu kurze Flugweite und, andererseits fehlte ihnen das entscheidende Merkmal, die Fernlenkung. Ehe das soweit war, verging viel Zeit. Der T-34 war aber schneller, unter seinen Ketten schrumpfte das „3. Reich" mehr und mehr zusammen.

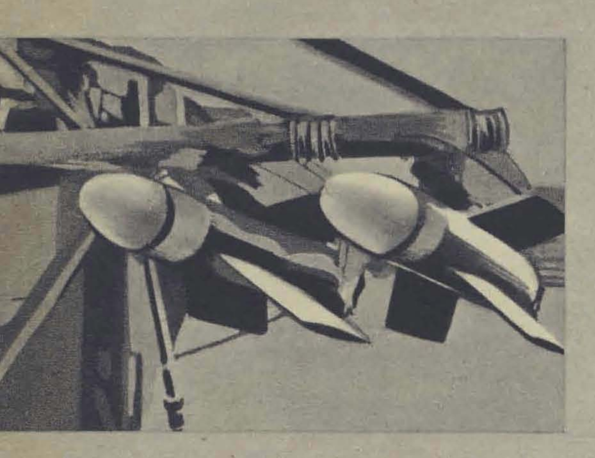
(Fortsetzung auf Seite 19)



Sowjetischer gepanzerter Kübelwagen mit Abschußeinrichtung für drei gelenkte Panzerabwehrraketen, wie er am 1. Mai 1962 gezeigt wurde.

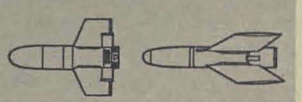


Version des amerikanischen Schützenpanzer M 113 (Versuchsbezeichnung T 149) mit einer Panzerabwehrrakete vom Typ „Dart", die der „SS-11" weichen mußte.

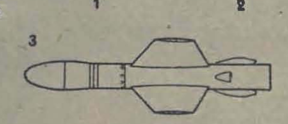


Auch Hubschrauber können mit ferngelenkten Panzerabwehrraketen ausgerüstet werden. Hier ein französischer Hubschrauber mit „SS-11". Die Sowjetarmee hat einen „Kamow"-Hubschrauber mit Raketen bestückt (siehe „Militärtechnische Umschau" in Heft 11/62).

Schematische Darstellung der gebräuchlichsten Panzerabwehraketen der Westmächte



FRANKREICH:

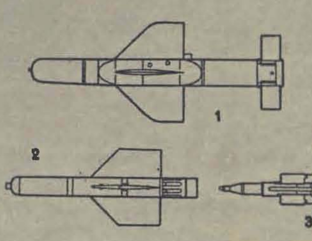


1 „SS-10", 15,9 kg, 0,9 m lang, 1600 m Reichweite, 80 m/s;

2 „SS-11", 30 kg, 2,1 m lang, 3500 m Reichweite, 190 m/s;

3 „SS-12", ca. 90 kg, 2 m lang, ca. 6000 m Reichweite, 180 m/s.

ENGLAND:

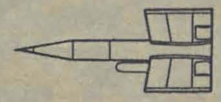


1 „Malkara", 94 kg, 1,9 m lang, 3600 m Reichweite, 120 m/s;

2 „Python", 36 kg, 1,5 m lang, 4000 m Reichweite, 100 m/s;

3 „Vigilant", 12 kg, 0,9 bzw. 1,07 m lang, 1600 m Reichweite, 150 m/s.

WEST-DEUTSCHLAND:



„Bö 810" (Cobra), 9,5 kg, 0,78 m lang, 1600 m Reichweite, 85 m/s.



Die in den westdeutschen „Bölkow-Werken" gebaute gelenkte Panzerabwehrrakete „Bö 810" (Cobra) auf einem Truppenübungsplatz in Startstellung.



»AR« machte Bekanntschaft mit dem

Spreewald-ABV

WER ist auf 300 Wasserarmen zu Hause?



Hoppla! Hier heißt es den Kopf einziehen – und die Feuerwehr benachrichtigen, denn dieses Hindernis muß schleunigst wieder weg.

WESSEN Rat gilt, wenn die Frau eifersüchtig ist?

WEM vertrauen Bauern, Fischer und Fährleute?

„Wer auf den angegebenen Wanderwegen einen Feldweg antrifft, der anscheinend ins Innere des Spreewaldes führt, darf sich nicht verleiten lassen, ihn zu benutzen. Er steht bald vor einem unpassierbaren Fließ und muß unweigerlich umkehren. Ins Innere des Spreewaldes gelangt man nur mit dem Kahn."

Diese aus dem Begleittext zu einer Wanderkarte stammende Empfehlung bewog uns, vorsichtshalber unser Fahrzeug am Rande von Lübbenau abzustellen – denn der „Wartburg" ist nun einmal kein Schwimmwagen.

„Wo haben Sie denn Ihren Kahn?" fragen wir VP-Meister Schmidtke, den „Spreewald-ABV".

„Kahn?" meint er leicht gekränkt. „Genossen, seit kurzem verfüge ich über ein Motorboot! Darf ich bitten einzusteigen?"

Mit Respekt vermerken wir, wie das Boot unter dem nicht unbeträchtlichen Gewicht des kräftig gebauten Volkspolizisten „Haltung" annimmt. Es richtet sich vorn auf, hebt den Bug.

„Keine Angst", sagt Kurt Schmidtke gelassen, „es geht nicht unter." Dann blickt er langsam an seinen 108 Kilo Lebendgewicht hinab und meint: „Außerdem bin ich im Vergleich zu zwei anderen Genossen unseres VP-Reviers nur ein Würmchen. Wenn wir zu dritt Gaststättenkontrolle machen, dann verstummen in der Regel bei unserem Erscheinen selbst die lautesten Randalierer."

„Kommt das oft vor?"

„Naja, in der Saisonzeit ist es mit den auswärtigen Besuchern manchmal ein Kreuz. Mit Einheimischen haben wir dagegen viel seltener Ärger."

Aus einem der etwa 300 Wasserarme, die zum Bereich des Genossen Schmidtke gehören, kommt ein langer, flacher Spreewaldkahn, schwer beladen mit



„An dieser Stelle müßt ihr jetzt mit den Fahrgastkähnen einen anderen Weg nehmen, bis das Schleusenwehr wieder repariert ist!" „Geht in Ordnung, Kurt!"

WEN fürchten die Gurkenschieber?

Grünfutter. Munter knattert ein Außenbordmotor.

„Tach, Genosse Schmidtke!" ruft der „Fährmann", ein Genossenschaftsbauer aus Leipe, herüber. „Machst Du wieder Deine Runde?"

Freundlich grüßt der Abschnittsbevollmächtigte zurück. Dann deutet er auf den Motor das Kahnes. Doch der andere weiß Bescheid: „Geht in Ordnung! Ich stelle das Ding gleich ab!"

Der ABV blickt in unsere fragenden Gesichter. „Wir sind gleich im Ort", erklärt er, „da muß gestakt werden, damit das Wasser nicht durch Motoren verunreinigt wird."

Richtig, am Ortseingang sehen wir dann ein Schild: „Gesperrt für Motorkähne!"

Wenig später stehen wir im Gemeindebüro von Leipe einer jungen Frau gegenüber, die emsig in langen Listen rechnet.

„Was machen die Eier? Wie steht es mit den Rindern? Habt ihr noch Ablieferungsschulden?" fragt Meister Schmidtke nach der Begrüßung. „Gibt es etwas Besonderes? Wo ist denn die Bürgermeisterin? Krank? Da wünsche ich ihr baldige Genesung. Wenn es länger dauern sollte, werde ich sie mal zu Hause besuchen."

Was denn geschehe, wenn jemand ernstlich krank werde, erkundigen wir uns, als das Boot wieder auf schmalen Wasserläufen an Wald und Feld vorüberzieht. Mit Krankenwagen sei ja wohl unter den hiesigen Bedingungen nichts auszurichten. Ob etwa auch ein Schwerkranker mit dem Kahn...? Meister Schmidtke nickt bestätigend. In dringenden Fällen hilft er selbst mit dem Motorboot aus, um den Kranken nach Lübbenau zu bringen. Das hat er mit dem Leiter der Poliklinik vereinbart. Gleichmäßig tuckernd schiebt uns der kleine Außenbordmotor stromaufwärts. Immer wieder zieht uns die Schönheit der Spreewaldlandschaft in ihren Bann. Hier und da macht uns Genosse Schmidtke auf ein besonders reizvolles Stück Natur aufmerksam. Seit 1956 ist der jetzt 33jährige ehemalige Kesselschmied in diesem Abschnitt tätig. Er kennt sozusagen Baum und Strauch. Doch er kennt auch die seiner Obhut anvertrauten Menschen. Hier, unmittelbar im Spreewald, sind es etwa 400. Zusammen mit den Bewohnern der Altstadt von Lübbenau, die ebenfalls zu seinem Abschnitt gehört, sind es allerdings ungefähr 6000. Sie kommen zu ihm mit ihren Sorgen und Nöten, ob nun ein Kahn abgetrieben wurde oder irgendwo ein Stück Mauerwerk eingestürzt ist und auch, wenn es Familienkrach gegeben hat. Einer bat sogar um Rat, wie er seine krankhaft eifersüchtige Frau von ihrem unbegründeten Verdacht heilen könne.

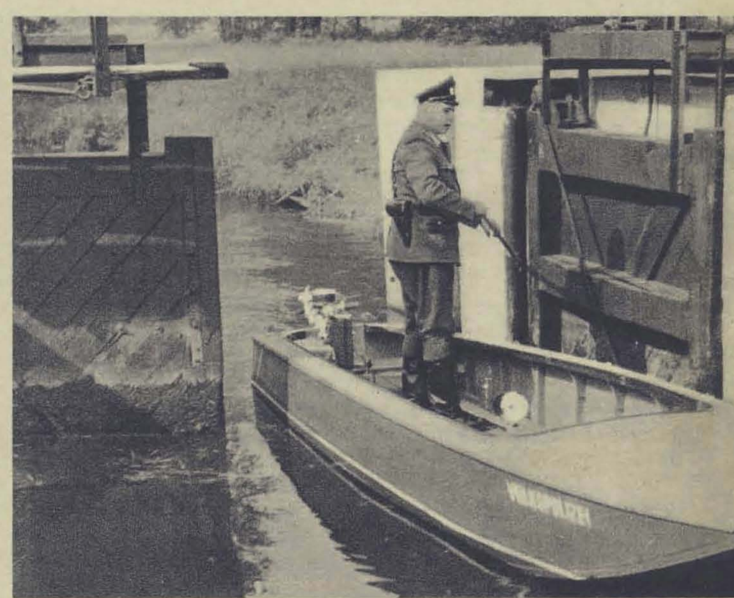
„Und hat der Rat geholfen?"

Kurt Schmidtke zuckt mit den Schultern.

„Das wird sich erst zeigen. Auf jeden Fall ist solch eine Sache komplizierter als das Kontrollieren von Zeltplätzen, das Überprüfen von Meldebüchern in den Hotels oder als nachzuschauen, ob die Waffen des Jagdkollektivs in Ordnung und ordentlich verwahrt sind. Oft genug gibt es da Dinge, die nur hier, im Spreewald, passieren können."

Wie um die Richtigkeit dieser Behauptung zu demonstrieren, liegt plötzlich vor uns ein Baum quer





Es will schon gekonnt sein, ohne fremde Hilfe zu schleusen.

◀ **„Guten Weg, Herr Furket! Und wenn Sie unterwegs illegale Zeltplätze sehen, geben Sie mir bitte Bescheid!"**

„Jawohl, der Fischereiausweis ist in Ordnung. Vielen Dank, auf Wiedersehen und Petri Heil!" ▶

im Wasser. Die Äste mit dem Laubwerk versperren fast das gesamte Flußbett.
„Den hat der Sturm umgeworfen", meint unser „Spreewald-ABV" nach fachmännischer Begutachtung.
„Da muß ich nachher die Feuerwehr benachrichtigen, damit sie ihn aus dem Wege räumt."
Auf der Rückfahrt überprüft Meister Schmidtke den Zustand der Uferbefestigungen. Auch das gehört zu seinen Obliegenheiten.
„Wie werden sie denn nur so ganz allein mit Ihrem riesigen Aufgabengebiet fertig?"
„Allein?" Der ABV lächelt. „Wenn die freiwilligen Helfer nicht wären, sähe es manchmal böse aus."
„Und die Schulung der Helfer?"
„Die mache natürlich ich. Doch der damit verbundene Aufwand bringt vielfachen Nutzen."
Meister Schmidtke erzählt uns, wie er einmal mit VP-Helfern auf 13 Kähnen eine Großrazzia organisierte, um Gemüseschieber zu stellen.
„Mit Erfolg?"
„Mit Erfolg! Denn leider gibt es auch hier noch diesen und jenen, der glaubt, auf unsere Kosten sein privates Schäfchen scheren zu können. Doch sie werden immer weniger — auch in dem Maße, wie sich die Zusammenarbeit mit der Bevölkerung weiter verbessert."
Unsere Fahrt ist zu Ende. Und noch eine ganze Weile blicken wir unserem freundlich nach links und rechts grüßenden „Spreewald-ABV" nach, der kein schwimmender Landgendarm vergangener Zeiten ist, sondern in jeder Beziehung Mensch, Helfer und sozialistischer Erzieher. *G. Berchert*



Vom „Rotkäppchen", den SS und anderen ...

(Fortsetzung von Seite 15)

Indes: Die Entwicklung ging weiter. Auch andere Länder schufen Panzerabwehrraketen. Die Schweizer bauten gleichzeitig mit den Deutschen im Jahre 1944, die Franzosen hatten 1946 gelenkte Typen in Erprobung und die Engländer zogen 1956 nach. Im gleichen Jahre begannen in den USA, Australien, Japan und Schweden die Entwicklungsarbeiten an dieser Waffe. Aus den Augenwinkeln schielten die westlichen Militärexperten zur Sowjetunion, um zu sehen, welchen Weg sie wohl einschlagen wird. In den westlichen einschlägigen Zeitungen erschienen Artikel zu diesem Thema, in denen Vermutungen, Spekulationen und widersprechende Angaben einander ablösten. All die Jahre sah man nichts, wo blieben diese Raketen bei den jährlichen Moskauer Paraden? Uff! – das Ei des Kolumbus war gefunden. Die Russen haben gar keine.
Ausgerechnet die Macht mit der fortgeschrittensten Wissenschaft und Technik sollte diese Waffenart „vergessen" haben? Die Antwort gab die UdSSR am 1. Mai 1962. Im Marschband der Parade fuhren geländegängige gepanzerte Kübelwagen mit – Panzerabwehrraketen! So klar es aller Welt ist, daß die Sowjetunion über durchweg truppenreife Raketen aller Bestimmungen verfügt, so klar ist auch, daß jene kleinen Raketen dem modernsten Stand entsprechen.
Die Amerikaner haben ihre eigene Entwicklung „Dart" gegen die französische „SS-11" und westdeutsche „Cobra" eingetauscht, um wohl Pannen zu vermeiden. Der Kampfwert ihrer „Dart" entsprach nicht den Erwartungen. Weil wir gerade das Stichwort Kampfwert geben, ein paar Sätze dazu.
Ohne Zweifel haben Panzerabwehrraketen auf Grund ihrer Durchschlagskraft (bis 500 mm), der Schußentfernung (von 500 bis 3500 m und mehr), sowie der Fernlenkung einen relativ hohen Kampfwert. Sie sind leicht zu tarnen, schwer zu bemerken und zeichnen sich durch ihre gute Manövrierfähigkeit aus. Exakte Werte aber sind noch nicht ermittelt worden, da diese Waffe kaum „Fronterfahrung" hat.
Die meisten Erfahrungen wurden im Erprobungsgelände gesammelt, und sie besagen, daß unter Berücksichtigung aller Faktoren (menschliches Versagen, technische Fehler, schlechte Kampfbedingungen, Staub, Nebel usw.) rund 40% der angreifenden Panzer außer Gefecht gesetzt werden können. Allerdings muß verstanden werden, daß die Panzerabwehrraketen nicht das Allheilmittel der Abwehr darstellen, sondern mit den übrigen Abwehrwaffen (reaktive Waffen, schwere Pak u. a.) ihre Aufgaben erfüllen. Nur so ist eine reale Einschätzung ihres Kampfwertes möglich.

»Zum Kampf sind wir geboren!«

Von Parteiveteran Hans Pfeiffer

Am 30. Dezember 1918, vormittags zehn Uhr, begann im Festsaal des preußischen Abgeordnetenhauses der Gründungsparteitag der KPD. 46 Orte Deutschlands waren durch etwa 100 Delegierte vertreten, die entweder dem Spartakusbund angehörten, der bisher zur USPD gehörte, oder der Gruppe der sogenannten Internationalen Kommunisten (Bremer Linken). Ich selbst nahm als Delegierter des Spartakusbundes des Berliner Bezirkes Lichtenberg teil. Einer der zwei Vorsitzenden des Parteitages war Wilhelm Pieck. Das erste Hauptreferat hielt Karl Liebknecht: „Die Krisis in der USPD". Rosa Luxemburg referierte über das neue Programm. Hermann Duncker sprach zum Thema der Gründung einer neuen revolutionären Internationale. Fritz Heckert beantragte für die neue Partei den Namen Kommunistische Partei Deutschlands (Spartakusbund). Die führenden, treibenden Kräfte waren also alles Spartakisten. Karl Liebknecht hob hervor, daß sich die Spartakisten der USPD angeschlossen hätten, um ihren eigenen Aktionsradius zu erweitern. Aber die Prinzipienlosigkeit dieser USP-Leute stinke zum Himmel. Ihre Führer Barth, Dittmann und Haase sind in das Verräterkabinett Ebert-Scheidemann eingetreten. Ein längeres Verweilen in der USPD hieße, die Pflichten gegen das Proletariat, den Sozialismus und die Revolution aufs schwerste verletzen . . .

Diesem Beschluß gingen Anfang Dezember 1918 in Berlin Riesenversammlungen voraus, wo die bekannten Führer des Spartakusbundes Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, Paul Levi, Pieck und Duncker usw. sprachen. Ich erinnere mich sehr lebhaft an eine Versammlung im Lehrervereinshaus, wo ich mit meiner jungen Frau teilnahm und wo Rosa Luxemburg über das Thema „Was will der Spartakusbund" sprach. Das waren sieben oder acht Versammlungen, und die waren unmäßig überfüllt. Das bedeutete also, daß in der revolutionären Arbeiterklasse die Bedingungen herangereift waren zur Gründung der Partei.

Am 11. oder 12. November waren durch den Genossen Pieck und Otto Franke die führenden Funktionäre des Spartakusbundes aus den Berliner Bezirken in ein Lokal in der Anhaltstraße in Berlin zusammengeholt worden, und dort hatte man uns mitgeteilt, daß die Zentrale des Spartakusbundes beschlossen hat, mit den Vorbereitungen zur Gründung der KPD zu beginnen. Und wir Funktionäre, es waren etwa 30, erhielten den Auftrag, in den Berliner Bezirken mit diesen Vorbereitungen zu beginnen, die Anhänger des Spartakusbundes zu sammeln. Für diesen Zweck wurden dann kleine Karten ausgegeben, die den Betreffenden legitimierten als Anhänger des Spartakusbundes. Wir waren jetzt also die zukünftigen Mitglieder der neuen Partei. Es gelang mir und den anderen Genossen, in Lichtenberg binnen kurzer Zeit, genauer gesagt bis zum Gründungsparteitag, 300 solcher Karten auszugeben. Und diejenigen, die die Legitimation hatten, die wurden im Dezember zur Mitgliederversammlung eingeladen, wo dann die Wahl der Delegierten erfolgte.

Der Beschluß der Zentrale des Spartakusbundes zur Gründung der KPD bzw. zur Vorbereitung des Gründungsparteitages erfolgte in einer Zeit, die durch heftige revolutionäre Kämpfe in Berlin und in ganz Deutschland gekennzeichnet war. Es war so, daß damals in diesen November- und Dezembertagen fast jeden Tag irgendwelche Demonstrationen stattfanden. Es kam zur Demobilisierung, zum Teil verließen viele Soldaten freiwillig die Front und die Armee, und zum Teil wurde demobilisiert, und dabei wurden die revolutionär gesinnten Soldaten früher entlassen, um das Heer zuverlässig zu gestalten. So kam es am 6. Dezember zum Beispiel auch zu dieser großen Demonstration von demobilisierten Soldaten, Arbeitslosen, Deserteuren und unseren Anhängern. In der Invalidenstraße wurde auf diese Demonstration geschossen. Es war eine ganze Anzahl Tote zu beklagen. Und es kam am 24. Dezember zu dem Überfall der Truppen des Generals Lequies auf die Matrosen der revolutionären Volksmarinedivision.

In dieser Atmosphäre also tagten wir, d. h. also der Spartakusbund unter der Führung von Karl Liebknecht usw., und die andere Richtung, die Bremer Linken. Bisheriger Haupttrennpunkt der beiden war der Beschluß des Spartakusbundes vom April 1917, mit den oppositionellen Sozialdemokraten, die gegen die Regierungssozialisten waren, zusammen in einer Partei, der USPD, zusammenzugehen. Die Bremer Linken fanden diesen Beschluß nicht richtig, waren also nicht zu gleicher Zeit Mitglieder der USPD. Jetzt fiel ja dieser entscheidende Trennungspunkt weg.

Auf dem Parteitag erfolgte dann auch die Diskussion über die zukünftige Taktik der Partei. Die Bremer Linken waren gegen die Beteiligung der jungen Partei an den Wahlen zur Nationalversammlung, obgleich gerade der Rätekongreß am 16. Dezember diesen Wahlen zugestimmt hatte. Sie vertraten die Meinung, es fänden gar keine Wahlen zur Nationalversammlung mehr statt, die revolutionären Kämpfe würden sich so entwickeln, daß ähnlich wie drüben in Rußland die Machtübernahme des Proletariats unmittelbar bevorstünde. Über diese Frage wurde also auf dem Gründungsparteitag heftig diskutiert. Es wurde die Nichtbeteiligung an den Wahlen beschlossen.



Karl Liebknecht



Rosa Luxemburg



Wilhelm Pieck

Clara Zetkin



Auf dem Parteitag gab es auch Strömungen, die die Bildung neuer Gewerkschaften forderten. Im Auftrage der Zentrale des Spartakusbundes nahm der Genosse Lange in seinem Referat dagegen Stellung. Es kam glücklicherweise zu keinem Beschluß, aber die Tendenz, nicht mehr in den reformistischen Gewerkschaften zu arbeiten, war doch sehr stark.

Zwar waren unsere Führer wie Rosa Luxemburg enttäuscht, ja zornerfüllt über den unvernünftigen Beschluß des Parteitages, sich nicht an der Wahl zur Nationalversammlung zu beteiligen, aber sie ließen es doch nicht auf eine Spaltung der Teilnehmerschaft ankommen, weil sie überzeugt waren, daß die Parteimitgliedschaft sich sehr bald von der Unrichtigkeit dieses Beschlusses überzeugen würde. Das spätere ZK unter Führung Ernst Thälmanns überwand alle diese Schwächen.

Die Führer der SPD hatten geflissentlich verhindert, daß die Schriften Lenins und der Bolschewiki in Deutschland bekannt wurden. Wir haben ja Lenin erst Jahre später studiert. Das ändert aber nichts daran, daß der Spartakusbund und die junge KP den Weg freimachten für eine zielklare revolutionäre Politik. Der einstimmig angenommene Programmentwurf z. B. erhebt zum ersten Mal nach dem Tode von Marx und Engels in einer deutschen Arbeiterpartei die Diktatur des Proletariats zu einer grundsätzlichen Forderung und weist darauf hin, daß die Arbeiterklasse die geschichtliche Aufgabe hat, die Völker von Kriegen und Ausbeutung zu befreien, indem sie den Kapitalismus beseitigt. Im wirtschaftlichen Teil wird die Enteignung des Großgrundbesitzes und die Bildung landwirtschaftlicher Genossenschaften proklamiert, die Verstaatlichung der Grund- und Großindustrie, der Banken, des Handels und des Verkehrswesens. Es mutet fast wie Hellseherei an und ist doch nur ein Beispiel dialektischer Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung, wenn Rosa Luxemburg in ihrem Referat „Unser Programm und die politische Situation" ausführte: „Jene Leute, die es heute als ihr Amt betrachten, an der Spitze der deutschen sogenannten sozialistischen Regierung (Ebert-Scheidemann usw.) die russischen Bolschewiki zu meucheln, sie werden untertauchen, um entweder einem Versuch der Konterrevolution Platz zu machen, die sich zusammenrafft zu einer ausgesprochenen Militärdiktatur unter Hindenburg, oder aber sie werden anderen konterrevolutionären Mächten weichen müssen . . ."

Hier kann man nur sagen: wie wahr! Und hier wird einem unwillkürlich die Zuhälterrolle klar, die heute solche Leute wie Wehner, Brandt und andere SPD-Führer zugunsten der Regierung der Monopole spielen und wie ihre Antisowjethetze zu bewerten ist. Die Stellung zur Sowjetunion ist für alle Parteien, die den Kampf für den Sozialismus in ihr Programm aufgenommen haben, das Kriterium, ob dies nur ein Deckmantel zur Täuschung der Arbeitermassen oder ernst gemeint ist. Es war eine spontane Reaktion von uns Teilnehmern, den siegreichen revolutionären Arbeitern Rußlands unseren Willen zum gemeinsamen Kampf zu übermitteln. Ich habe noch heute den Text des Telegramms zur Hand: „Die Reichskonferenz des Spartakusbundes, die heute die KPD gegründet hat, sendet die aufrichtigsten Grüße der Russischen Räte-Republik, den russischen Mitkämpfern gegen den gemeinsamen Feind der Unterdrückten aller Länder. Das Bewußtsein, daß bei Euch alle Herzen für uns schlagen, gibt uns in unserem Kampf Kraft und Stärke. Es lebe der Sozialismus!" Seit diesem Tag ist die gegenseitige Hilfe und Unterstützung unserer beiden Parteien, der KPD und der KPdSU, Tatsache gewesen, wenngleich wir Deutschen dabei mehr der empfangende Teil gewesen sind. Aber es blieb auf die deutsche Arbeiterklasse nicht ohne Einfluß, wenn wir gegen die Antisowjethetze Eberts bis Krupps auftraten, und so hieß es in einer Resolution des Parteitages: „Das Zusammengehen deutscher Truppen mit denen baltischer Barone und englischer Imperialisten bedeutet einen niederträchtigen Verrat am russischen Proletariat und an der russischen Revolution . . ."

Wie gesagt, wir alten Teilnehmer sind rückschauend sehr glücklich darüber, daß wir in diesen erwähnten wichtigsten Punkten Klarheit bewiesen haben, und ich kann aus meiner eigenen Erfahrung sagen, daß uns diese Haltung das Vertrauen bei unseren sowjetischen Genossen erwarb, auf das wir uns bis heute stützen können beim Aufbau des Sozialismus unter der Führung unserer stolzen SED.



Vor der Führungsakademie in Hamburg, die ab 1957 jeder Offiziersanwärter der Bundeswehr absolviert, erklärte der Bonner Bundespräsident Lübke:

„Der Soldat der Bundeswehr kann in die Lage kommen, einmal gegen seine eigenen Landsleute kämpfen zu müssen."

Und dies berichtete der in die DDR geflohene ehemalige Bu-We-Unteroffizier Johannes Rieger über seine Erfahrungen als Ausbilder und Mitarbeiter des „Militärischen Abwehrdienstes" an der Panzertruppenschule der Bundeswehr.

„Als mich der MAD auf einen persönlichen Freund, den Fähnrich Melms, ansetzte, packte mich vollends der Ekel. Ich lehnte diesen Auftrag ab. Daraufhin wurde ich vor die Schulleitung gerufen und von Oberst Pfannkuchen, dem stellvertretenden Schulleiter, von Oberstleutnant von Zitzewitz und Oberstleutnant Maecker heftig gerügt. Sie fragten mich: ‚Wenn Krieg wäre, und Sie kämen mit einer Vorausabteilung nach Weimar, würden Sie bereit sein, auch Ihre dort wohnenden Eltern und Geschwister festzunehmen, verhören und gegebenenfalls sogar exekutieren zu lassen, — ja oder nein?' Selbstverständlich habe ich mit Nein geantwortet. Damit war meine Laufbahn zu Ende. Ich wurde als Ausbilder abgesetzt, disziplinarisch bestraft und schließlich als Schreibstubenunteroffizier nach Bremen abgeschoben."

Würde Bu-We-Gefreiter Lehmann schießen?

Wie würde sich der Durchschnittsbundeswehrsoldat verhalten, wenn er einen Aggressionsbefehl seiner militaristischen Vorgesetzten erhält?
Hier veröffentlichen wir drei weitere Antworten auf diese Frage, die wir bereits im Oktoberheft stellten. Schreiben auch Sie uns Ihre Gedanken!

»... wird ihm eingehämmert ...«

von Oberstleutnant Kramm

Was sich heute in der Bundeswehr an ideologischer Beeinflussung vollzieht, ist nichts anderes als die Fortsetzung der antikommunistischen Verhetzung, die bereits unter der Schuljugend beginnt.

In einem Schulungsheft „Information für die Truppe", das zur Anleitung des sogenannten „staatsbürgerlichen Unterrichts" für die Bundeswehrangehörigen dient, wird der Kommunismus folgendermaßen als „Schreckgespenst" an die Wand gemalt: „Die kommunistische Welt hat das Ziel, die freie Welt als solche zu vernichten, sie zu beerdigen ...

... Die ernste und ständige Bedrohung durch den Kommunismus zwingt uns zur Besinnung auf die Vorzüge unserer freien Lebensordnung, solange wir sie noch haben ..."

Tag für Tag wird dem Bundeswehrsoldaten eingehämmert, er sei berufen, die „sittlich-moralischen Werte" des Abendlandes zu verteidigen.

Im gleichen Heft der „Information für die Truppe" heißt es als Anleitung für die Unterrichtsdurchführenden:

„Das Ziel des Unterrichts ist, dem Soldaten die verteidigungswürdigen Werte unserer Lebensord-

nung zu vermitteln. Ausgegangen wird von der Bedrohung dieser Ordnung durch den totalitären Kommunismus."

Im gleichen Atemzug serviert man dem Soldaten, seine Mission bestehe darin, die Völker des Ostens vom Kommunismus zu „befreien". Derartige Aggressionsabsichten werden geschickt hinter den Lügen von „Selbstbestimmung" und „Freiheit" versteckt:

„Das Recht auf Selbstbestimmung und Freiheit hat seinen Siegeszug durch die ganze Welt angetreten. Es wird auch an der Schwelle Deutschlands, im Herzen Europas, nicht haltmachen."

Das Ziel der gesamten ideologischen Beeinflussung ist klar. Dem Soldaten soll Furcht vor der Zukunft und Haß gegen den Kommunismus eingeflößt werden, vor allem soll in ihm die Bereitschaft geweckt werden, mit Waffengewalt die DDR und das übrige sozialistische Lager zu überfallen. Derartige Methoden der Beeinflussung sind nicht neu und erinnern nur allzugut an Zeiten der „braunen Ära".

»Als ich im Mai 1942 ...«

von Dr. Max Hummeltenberg

Wir wissen aus unserer jüngsten Vergangenheit, wie tief, wie nachhaltig und wie zerstörend die Ideen des menschenfeindlichen Faschismus Millionen unseres Volkes zu Werkzeugen seiner schamlosen Politik machten.

Im letzten Kriege war ich Kompanieführer in einem Infanterieregiment. Die Soldaten meiner Kompanie, in der Mehrzahl rheinhessische Bauern und Arbeiter, waren durch die demagogische Propaganda des Faschismus zu seinen Werkzeugen geworden. Sie hatten auch alle Hemmungen über Bord geworfen und gegen ihre eigenen Klassengenossen, gegen sowjetische Arbeiter und Bauern, gekämpft. Als ich im Mai 1942 in sowjetische Gefangenschaft kam, waren von den Soldaten, die im September 1939 mit dieser Kompanie eingerückt waren, schon an die 130 Mann gefallen oder verwundet. Mit ihrem Leben oder ihrer Gesundheit hatten sie dafür bezahlt, daß sie die Waffe gegen ihre natürlichen Verbündeten erhoben hatten.

Es sind noch keine hundert Jahre her, da schossen auch die Soldaten deutscher Staaten aufeinander. In der Schlacht bei Königgrätz fielen 150 sächsische Soldaten im Feuer preußischer Kugeln. Zwar waren, wie die Geschichtsbücher überliefern, die Reservisten und Landwehrleute ohne Begeisterung in diesen Feldzug gezogen; aber geschossen hatten sie trotzdem.

●

Am Kupfergraben in Berlin, vor der Kaserne der Grenzbrigade, stehen die Gedenktafeln gefallener junger Soldaten unserer Republik. Sie fielen unter den Kugeln jener westlichen Schützen, die im Vorgriff auf den Bruderkrieg das Feuer eröffneten.

»... willig zur Hand ...«

von Hauptmann Hoffmann

Was der Soldat tut, hängt in hohem Maße von seinen Vorgesetzten ab.

Wenn in der Vergangenheit nach den Generalen der Bundeswehr gefragt wurde, verwies man auf die ehemaligen Hitlergenerale Heusinger, Speidel, Foertsch, Kammhuber u. a., die für geplante und begangene Verbrechen gegen das Kriegs- und Völkerrecht weltbekannt sind. In zwei großen Wachablösungen wurden inzwischen zahlreiche dieser kompromittierten Generale — vor allem aus Altersgründen — aus dem aktiven Dienst entlassen. Erinnert sei an Vizeadmiral Ruge und den Inspekteur der Bonner Luftwaffe, General Kammhuber.

An ihre Stelle traten Generalstabsoffiziere bzw. höhere Einheitskommandeure des zweiten Weltkrieges. Diese Korps-, Divisions- und Brigadekommandeure haben die verbrecherische Strategie des totalen Krieges, die Taktik der verbrannten Erde bereits einmal verwirklicht.

Sie bereiten sich und ihre Untergebenen darauf vor, den zweiten Weltkrieg unter der NATO-Flagge fortzusetzen. Für die Geisteshaltung dieser Generale ist jene Strauß-Erklärung charakteristisch: „Für uns ist der zweite Weltkrieg noch nicht zu Ende".

Und das sind zwei der bisher weniger bekannten Generale:

Generalmajor Heinz Gaedke



1924 in Reichswehr Offiziersanwärter. Bis 1940 in Operationsabteilung des Heeres als Sachbearbeiter unter Heusinger tätig. 1944 bis 1945 Chef des Generalstabes der zweiten 6. Armee und Generalmajor. Mit Ritterkreuz, Deutschem Kreuz in Gold dekoriert. Trat 1956 in Bundeswehr als Brigadegeneral ein. Heute Kommandierender General des 3. Armeekorps.

Generalmajor Sigismund Freiherr von Falkenstein



Im Generalstab der faschistischen Luftwaffe als Luftwaffensachbearbeiter des OKW. Sein Plan war die erste Unterlage, die vom OKW zur Landung in England vorgelegt wurde. War der erste Vertreter der Luftwaffe im OKW, der einen Entwurf für den Überfall auf die Sowjetunion erhielt. Leitete ihn an die Stäbe Görings und Raeders weiter. Mit für die barbarische Luftkriegsführung Nazideutschlands verantwortlich. Strauß konnte keinen berufeneren Faschisten als Leiter der Abteilung Luftwaffe der Führungsakademie finden.



Am Triplex wirbelt's dich nach unten und oben und rechts und ▶ links und oben und unten und links und rechts ...

◀ „Eine systematische Flugvorbereitung ohne Fliegertrainingssport kann ich mir einfach nicht vorstellen", erklärt Major Richter, Geschwaderkommandeur. „Meine Piloten wissen um die Notwendigkeit dieser Spezialübungen. Schließlich helfen sie ihnen ja, Überbelastungen leichter zu ertragen und die Maschine auch in kritischen Momenten fest in der Gewalt zu behalten. Sie entwickeln das Reaktionsvermögen und tragen zum allgemeinen Wohlbefinden bei."

STUNDEN für Sekunden



Was sind sieben, acht Sekunden?
Im Alltagsleben ein genießerischer Zug aus der Zigarette, das Wählen einer Telefonnummer, eine flüchtige Umarmung, die halbe Brenndauer eines Streichholzes.
Nicht viel also.
Nicht viel?
Sehr viel!
In diesen sieben, acht Sekunden muß der Pilot eines modernen Jagdflugzeuges beim Angriff auf Erdziele das ihm zugewiesene Objekt anvisieren, mit der Kanone bekämpfen und die der Erde zujagende Maschine sofort wieder abfangen. Eine ganze Kette verschiedenartiger Handlungen, Griffe und Bewegungen, die in diesem Bruchteil einer Minute von dem Mann in der Kabine zu bewältigen sind.
Wer allein in diesen sieben, acht Sekunden, die halbe Brenndauer eines Streichholzes, Herr seiner selbst, seiner Maschine, seiner Handlungen und Reaktionen bleiben will, muß etwa die Konzentrationsfähigkeit eines Mathematikers haben, die Ruhe eines Schachspielers, die Reaktionsschnelligkeit eines Weltklassesprinters und die Fingerfertigkeit eines Zauberers.
Beherrscher der Lüfte zu werden, ist heutzutage ein äußerst langwieriger Prozeß. Ein Prozeß, in dem bei weitem nicht nur die technische Bildung entscheidet, sondern in immer höherem Maße auch das sportliche Training.
In vielen Stunden militärischer Körperertüchtigung erhält der künftige Flugzeugführer ein umfangreiches konditionelles Rüstzeug für seine praktischen Aufgaben, beispielsweise auch für jene entscheidenden sieben, acht Sekunden beim Angriff auf Erdziele ...
Fliegertraining.
Auf der Batude, einer Art Sprungmatratze, hopst du in Streck-,

Auf der federnden Batude hopst du munter durch die Luft, schlägst elegante Saltos und andere kühne Kapriolen ...



Beim Tischspringen sprintest du mutig auf das Ungetüm zu und – hopp! – schon ist's geschafft ...



Grätsch-, Spreiz-, Knie-, Drehsprüngen auf und nieder wie ein gut dressierter Floh, schlägst elegante Saltos und springst mit halben Schrauben in die Bauch- oder Rückenlage.

Am Triplex, diesem dreidimensionalen Teufelsding, drehst du dich um alle Achsen und in alle Richtungen, schwebst links und rechts und oben und unten, hängst kreuz und quer und quer und kreuz – bis du es gelernt hast, dich ohne fremde Hilfe wieder in die Ausgangsstellung zurückzuschwingen.

Auf der Überschlagschaukel, welch ‚harmlos' Spielzeug ist doch da ihr Namensvetter auf dem Rummelplatz!, schwingst du vor und zurück, machst am oberen Totpunkt mutige Stehversuche und drehst dich bei all der Schaukelei, sei's oben oder unten, zudem noch munter (?) um die eigene Achse.

Im Rotor, von Leuten mit Landwirtschaftskenntnissen auch Zentrifuge genannt, hörst du die Engel im Himmel singen, während du dich, von etlichen Pferdestärken herumgewirbelt, hundertmal und mehr um die eigene Achse drehst, erst „läppische" fünfzehn Sekunden lang, später bis zu zwei Minuten – und dabei sollst du gerade stehen oder gegrätscht, dich niederhocken, setzen, legen!

Wahrlich – Spaß, das reinste Vergnügen ist es nicht.

Es ist vielmehr ein hartes, konsequentes, zielgerichtetes Training. Orientiert auf Aufgaben, die ebensowenig spaßig sind: Den zuverlässigen Schutz des Luftraumes der Deutschen Demokratischen Republik.

K. H. Freitag



Im Rotor drehst du dich mit rasender Geschwindigkeit um deine eigene Achse, immer rundherum ...



Wie hieß denn DER?

Die charmante Französin Simone hat das Offizierskorps der örtlichen Fremdenlegion zu einer angeblichen Geburtstagsfeier eingeladen. Niemand ahnt des Mädchens wahre Absicht, weiß von der Falle, in der er sich befindet ...

Wie heißt der Film, dem wir unser Szenenfoto entnahmen und wovon handelt er? Schreiben Sie uns das bitte auf einer Postkarte (Kennmarke rechts unten nicht vergessen) bis zum 1. Januar 1963 (Datum des Poststempels).

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1961 in zwei Sammelmappen und das Szenenfoto im Format 24x30 cm.**
2. **1 Progress-Spielfilmkatalog, illustriert, Jahrgang 1961 und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die richtige Lösung unseres November-Rätsels hieß „Das Lied der Matrosen“.

Die Gewinner unseres Oktober-Rätsels sind:

1. Gefreiter Frank Höhne, Gotha

2. Unteroffizier Peter Hübner, Bautzen

3. Edith Lewin, Jüterbog

Mit „Gut Film“. **Ihre „Armee-Rundschau“.**

AR 12/1962

Die aktuelle Umfrage

Wer ist unseres Glückes Schmied?

Nun sagt zwar Schiller: „Doch der Segen kommt von oben", weshalb sich über diesen Beitrag getrost auch die daran anklingende Frage: „Aller Segen kommt von — oben oder unten?" stellen ließe. Bleiben wir aber lieber bei dem vorhandenen Titel. Schließlich ist das Thema Glück stets von neuem beliebt.

Zweifler dürfen gern einen Blick in meine kleine Zitatensammlung werfen, selbst wenn Emanuel Geibel darin behauptet: „Das höchste Glück hat keine Lieder." Jedoch scheint es dem Lübecker Lyriker an einer klaren Definition gefehlt zu haben. Dafür findet sie sich bei Adalbert von Chamisso: „Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück." Und damit niemand an dieser lyrischen „These" rüttle, bestätigt er sie mit den Worten: „Ich hab' es gesagt, und nehm's nicht zurück!" Warum sollte er auch, dichtete doch Johann Gottfried Herder gleichfalls: „Denn das Glück, geliebt zu werden, ist das höchste Glück auf Erden." Unter diesen Umständen ist dann wohl auch Theodor Körners Urteil zu verstehen: „Der hat nie das Glück gekostet, der's in Ruh genießen will." Heinrich Heine dagegen vergleicht das Glück mit einer „leichten Dirne". Weshalb, wird klar, wenn man seine in Verse gesetzte Begründung vernimmt: „Sie weilt nicht gern am selben Ort; sie streicht das Haar dir von der Stirne und küßt dich rasch und flattert fort." Bevor wir aber nun zu unserem eigentlichen Thema zurückflattern, noch ein Wort Johann Wolfgang Goethes: „Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht; wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen."


Gefreiter Peter Mosig

Schau her! — da hat ja meine kleine Zitatenlese sogar noch einen praktischen Sinn für diese aktuelle Umfrage bekommen. Oder meinen Sie nicht, daß allein schon jenes Goethe-Werk des Diskutierens wert ist?

„Durchaus" entgegnet *Stabswachtmeister Harry Holtz (32)*. „Nur sollte man zuerst einmal die Frage nach Wesen und Inhalt des Glücksbegriffes stellen."

Tun wir's.


Gefreiter Horst Schelzke

Mit einem eigenschöpferischen Aphorismus zieht sich *Offiziersschüler Johannes Berndt (22)* aus der Affäre: „Glück ist, wenn man am Pech vorbeigegangen ist." Eine Antwort zwar, doch dunkel bleibt der Rede Sinn.

Erheblich lebensverbundener erscheinen mir da schon die Worte des *Gefreiten Peter Mosig (18)*, der seine Vorstellungen vom Glück des Menschen wie folgt zusammenfaßt: „Freude an der eigenen Arbeit, am Beruf; gesicherte Existenz; außerdem muß ich mit Vertrauen in die Zukunft blicken können." *Gefreiter Wieland Leberl (19)* pflichtet ihm voll und ganz bei: „Glücklich lebt, wer eine schöne Arbeit hat, damit gutes Geld verdient, den Frieden gesichert weiß und in dessen Familie alles in Ordnung geht."

Matrose Richard Korn (19) hält es mehr mit einer bekannten Operettenmelodie und trällert vergnügt vor sich hin: „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist."

Eine Lebensphilosophie, die von heiterem Gemüt zeugt. Dennoch scheint mir die Auffassung der beiden Gefreiten realistischer. Nähern sie sich doch dem, was einst Alexej Tolstoi über das Glück des Menschen gesagt hat, daß es nämlich auf der „Empfindung der Fülle seiner geistigen und physischen Kräfte in ihrer gesellschaftlichen Anwendung" beruhe.

Glück — kann man es gewinnen, erspielen oder im

Vorbeigehen irgendwo mitnehmen?

Dreifaches „Ja!“ vor *Kanonier Fritz Wassermann (20), Unterfeldwebel Karl-Heinz Brennicke (21) und Schütze Jürgen Weiß (18).*

„Einmal groß im Toto herauskommen, und alles wäre für mich gelaufen“, schwärmt versonnen *Grenzsoldat Arno Donner (19).*

„Da soll doch der Blitz dreinfahren!“ entrüstet sich *Flieger Gerd Hartmann (19).* „Gut und Geld sollen Glück bedeuten! Was nützt mir denn alles Geld der Welt, wenn der Frieden bedroht ist, wenn ich einsam bin und ohne Freunde, wenn ich ohne Sinn und Zweck und Ziel in den Tag hineinlebe?“



Feldwebel Manfred Seime

„Das Glück kann man weder im Toto gewinnen noch sonst irgendwie erspielen“, assistiert *Feldwebel Manfred Seime (21).* „Man kann auch nicht darauf warten. Um das Glück spekuliert man nicht, sondern erkämpft es.“

Das erkannte übrigens auch schon Goethe, als er im „Faust“ schrieb:

> „Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
> Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
> Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.“

Auf die kurze Formel des Sallust, römischer Geschichtsschreiber im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, bringt *Wachtmeister Erhard Juskowiak (20)* seine Meinung: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“

Ohne jeden Zweifel eine vielgebrauchte Redewendung, nicht mancherlei Erkenntnisse entbehrend. Vermag jedoch der einzelne überhaupt ein echtes, dauerhaftes Glück für sich zu erobern — ganz auf sich selbst gestellt?

„Warum nicht?“ stellt *Unteroffiziersschüler Werner Sieg (19)* die Gegenfrage, während *Oberfeldwebel Klaus-Dieter Pütsch (25)* behauptet: „Keiner kann für sich allein glücklich sein!“ *Offiziersschüler Karsten Redmann (21)* vertritt dieselbe Ansicht und begründet sie mit folgenden Worten: „Wir sind alle nur Teil der uns umgebenden Welt. In dieser Welt leben wir und mit dieser Welt entwickeln wir uns. Deshalb ist jedes Einzelschicksal immer mit dem Wohl oder Wehe der Gesellschaft verbunden.“



Oberfeldwebel Klaus-Dieter Pütsch

„Und selbst wenn sich ein Mensch in die völlige Einsamkeit zurückzöge, Freude am Leben würde er dort niemals finden“, ergänzt die *Schauspielerin Anne-Katrin Bürger.* „Der Einsame kann nicht glücklich sein, weil alles persönliche Glück aus der Gemeinschaft wächst.“

An ein goldenes Wort erinnert in diesem Zusammenhang *Hauptmann Lothar Braun (29).* Er kramt einen Moment in seinem Schreibtisch, dann hält er mir einen Zeitungsausschnitt unter die Nase. Es ist die Rede N. S. Chruschtschows vor dem 14. Komsomolkongreß. Ein Absatz ist rot unterstrichen: „Nicht der Mensch ist glücklich, der das Leben groß genossen hat, der vielleicht sogar gut gearbeitet hat, aber schon im voraus zu zählen begann, wie viele Jahre oder Monate es noch bis zu jener Zeit sein werden, da er sich zur Ruhe setzen kann, und dabei denkt: Wenn ich das bloß noch erlebe! Das ist ein großer Irrtum. Dieser Mensch lebt nicht, denn leben kann der Mensch nur in schöpferischer Arbeit. Hört der Mensch zu arbeiten auf, dann schließt er sein schöpferisches Leben ab, dann findet er keinen richtigen Kontakt mehr zu denen, in deren Mitte er lebt.“



Gefreiter Lutz Wendrich

„Schließlich arbeiten wir nicht, um zu leben, sondern leben, um zu arbeiten“, fügt *Feldwebel Jochen Michelis (22)* hinzu.

„Na, na!“ spricht zweifelnd, aber vielsagend *Gefreiter Torsten Adamski (19)* und wiegt bedenklich den Kopf.

Soldat Hilmar Wende (20) dagegen argumentiert: „Erst die zum Nutzen aller vollbrachte Arbeit und die bewußte Teilnahme am Kampf für den gesellschaftlichen Fortschritt macht uns zu glücklichen, mit ihren Leistungen und ihrem Leben zufriedenen Menschen.“

Das also dazu. Vielleicht ist es mir gestattet, erst einmal zusammenzufassen. Zweifelsohne sind jene Genossen, die eben sprachen, durchaus auf dem richtigen Weg. Im Sinne ihrer Worte wird unser Glück keineswegs nur von jedem einzelnen für sich selbst, sondern vielmehr von allen für alle geschmiedet und damit wiederum auch für jeden einzelnen persönlich.

Einverstanden mit diesem Resümee?

„Sicher“, entgegnet *Unteroffizier Alf Collins (21).* „Denn wie wäre es sonst möglich gewesen, nach 1945 bei uns jenen Weg des sozialistischen Aufbaus zu gehen und auf ihm so schnell, so erfolgreich voranzuschreiten?“ — „In diesen Jahren“, knüpft

Major Erwin Müller (38) den Faden weiter, „ist sowohl unser aller Glück wie auch das jedes einzelnen Bürgers gewachsen. Im Angesicht des von uns selbst Geschaffenen sowie der internationalen Autorität, die unser Arbeiter-und-Bauern-Staat heute genießt, können wir mit Stolz sagen: Es ist eine Freude und ein großes Glück für uns, in der Deutschen Demokratischen Republik leben zu können."



Gefreiter Peter Eidam

Vor uns steht im Januar 1963 der VI. Parteitag der SED. Ein Ereignis, aus dem — wie *Gefreiter Lutz Wendrich (19)* urteilt — „jeder einen Nutzen für sich wird ablesen können, weil er die Bilanz geleisteter Arbeit zieht und neue Perspektiven setzt."

Zur Bilanz erklärte Genosse Walter Ulbricht vor dem 17. Plenum des Zentralkomitees der SED, daß die letzten Jahre gekennzeichnet sind „durch den Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse in der DDR und die damit verbundene unwiderrufliche und endgültige Beseitigung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen". Und fragen wir, wem die Lösung dieser wahrhaft historischen Aufgabe zuzuschreiben ist, dann hören wir aus dem Munde Walter Ulbrichts, daß diese Tat „das größte Ergebnis der Politik" der SED ist, aber auch „der hingebungsvollen und aufopfernden Arbeit" aller Parteigenossen sowie „ungezählter anderer Werktätigen, das große Ergebnis des gemeinsamen Kampfes der Arbeiterklasse im Bündnis mit den Bauern, der Intelligenz und anderen werktätigen Schichten."

Ich frage Sie: Ist es da noch notwendig, lange nach einer Antwort zu suchen, wer unseres Glückes Schmied ist?

Wir selbst sind es, alle miteinander — wobei uns „die Partei den richtigen Weg weist" *(Gefreiter Horst Schelzke, 21 Jahre)* und „die Genossen der Partei unsere besten, verläßlichsten Kameraden und Kampfgefährten sind" *(Offiziersschüler Günter Räder, 22 Jahre).*

Gewiß klingt Ihnen, liebe Freunde der aktuellen Umfrage, noch das eingangs zitierte Goethe-Wort in den Ohren: „Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht; wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen."

Was meinen Sie — kennen wir's oder kennen wir's nicht?

„Wir kennen's wohl", antwortet *Flieger Herbert Meißner (19).* „Und zu schätzen wissen wir's natürlich ebenfalls, genauso wie wir's zu schützen wissen, denn dafür sind wir ja schließlich Soldaten."

„Für mich ist es Ehrensache, meinen Dienst in der Nationalen Volksarmee pflichtgetreu und gewissenhaft zu leisten. Damit helfe ich, das Glück unseres Volkes und seinen Frieden zu behüten", erklärt *Oberfeldwebel Christoph Häntsch (24).* Das gleiche Motiv liegt der Verpflichtung des *Schützen Manfred Gerber (19)* als Soldat auf Zeit zugrunde sowie dem Entschluß des *Kanoniers Friedhelm Wolf (20),* im neuen Ausbildungsjahr zusätzlich die Qualifikation eines Richtschützen zu erwerben.

„Im Krieg kann man nicht glücklich sein", faßt *Gefreiter Peter Eidam (19)* zusammen. „Ich habe im letzten Krieg meinen Vater verloren. So lagen schwere Schatten über meiner Kindheit. Jetzt bin ich Soldat, um einen neuen Krieg zu verhindern. Zusammen mit allen anderen Genossen trage ich die Waffe, damit unsere Republik den Weg des umfassenden Aufbaus und der Vollendung des Sozialismus ungestört gehen kann."

„Volk, erkenne deine Stärke!" mahnte kurz vor seinem Tode Johannes R. Becher — „Schütz' der Heimat Heiligtum!"

Unser Heiligtum, das ist das Glück unseres Volkes, ausgedrückt im Entwurf des gegenwärtig zur Diskussion stehenden Parteiprogramms: „Ein neues Zeitalter in der Geschichte des deutschen Volkes hat begonnen — das Zeitalter des Sozialismus. Es ist das Zeitalter des Friedens und der sozialen Sicherheit, der Menschenwürde und Brüderlichkeit, der Freiheit und Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und Lebensfreude."

Und so stimmen wir, zum Schutz der Heimat bereit, freudig in den Schlußchorus des Becher-Gedichtes mit ein:

„Deutsche Heimat, laß dich preisen,
Du, die uns zu hoffen heißt.
Jugend singt dir neue Weisen,
Und es weht ein neuer Geist.
Dir, dir gilt all unser Mühen!
Du ziehst mit uns, Hand in Hand.
Du, gedeihe! Du sollst blühen!
Unser Glück ist Glück mit dir,
Deutsches Heimatland.

Mit den herzlichsten Wünschen für ein gesundes, erfolgreiches und glückliches neues Jahr

Ihr

Karl Helmut Freitag



Die letzte Nacht mit Irene

(Fortsetzung von Seite 12)

bald einen anderen, der ewig mit Irene nur träumte, von Möbeln, Kleidern, idyllischem Leben. Rolf stand mit lauschend gesenktem Kopf, so als horche er in sich hinein, ob sich gegen den ‚anderen' irgend etwas wehrte. Nirgends gab es Widerstand in ihm. Wenn ich länger diene und sie entläßt mich, habe ich nicht viel an ihr verloren. Ist das ein Trost, fragt er sich. Ohne Antwort blieb er, weil sich plötzlich doch etwas in ihm aufrichtete, bis in die Kehle. Aber was ist, wenn ich gehe, wenn ich meine Verpflichtung zurücknehme, vor die Genossen trete und sage: „Ich muß alles widerrufen. Denkt bitte nicht schlecht von mir. Aber meine Irene will es so, und da ..." Ihm wurde heiß. Er sah nicht mehr Springer. Er sah Breiterholz, Heinrich, Mende und alle jene, die sich nach den Morden an Göring, Huhn und Arnstadt verpflichtet hatten weiter zu dienen. Er sah Kraft, den guten, klugen Vorgesetzten und Freund und ihre Blicke waren ihr Urteil. Schweigend wandten sie sich ab. In ihrem Gedächtnis gab es fortan keinen Platz mehr für den Unteroffizier Pracht. Aber ihr habt kein Mädchen zu verlieren, wie ich, so eins, wehrte sich Rolf. Sie wandten sich ihm wieder zu, schwiegen. Breiterholz öffnete seine Brieftasche. Seine Ruth lächelte auf dem Photo, die Ruth mit der großen Brille, die kleine kindliche Ruth, deren Kleider immer irgendwo nicht paßten. Sie waren auch einmal gemeinsam baden gewesen in Klotzsche. Irene war Rolf immer schöner erschienen als Ruth, aber wieviel schöner erschien ihm jetzt Ruth, bei der es nie ein Ultimatum gäbe. Heinrich fingerte aus der Brusttasche eine große Photographie, die war zerknittert, an den Ecken umgeknickt und eine Falte, die Heinrich sicher beim Geschützdienst, beim Anheben der Holme, eingedrückt hatte, lief über die hohe Stirn seiner Waltraut. Und es hieß, was Heinrich zum Gerücht erklärte, Waltraut habe im Brief geschrieben, daß sie es von ihm gar nicht anders erwartet hätte, für Peter Göring.

Mende öffnete seinen Spind. Da lachte es, da lachte es sie immer an, das schöne ovale Gesicht seiner Anita. Wie Sonnenschein breitete sich ihr Lachen in der Stube aus. „Und dieses Lachen weicht nicht aus dem Gesicht", sagte Mende, „auch nicht, wenn ich länger diene, oder gar als Offiziersschüler angenommen werde. Da kommt eher noch was dazu, wißt ihr, so ein Augenzwinkern, das Einverständnis." Rolf schwitzte. Er wandte sich ins Waggoninnere um. Alle schliefen, Breiterholz, Heinrich, Mende, alle, ruhig und sicher schliefen sie. Rolf wollte unter ihnen bleiben, so wie bisher. Eines Tages würde er ein Photo haben wie sie. Irene, wenn sie zu sich kam oder ein anderes Mädchen.

Er setzte sich auf die Kiste. Die Buchstaben verwackelten ein bißchen, aber was er schrieb, war gerade und klar.

Meine liebe Irene.

Guten Morgen. Ich wünsche Dir, daß Du besser geschlafen hast als ich. Dein Ultimatum habe ich gestern abend erhalten, und die ganze Nacht habe ich gebraucht, um mich zurechtzufinden. Ich weiß nicht wie ernst es Dir um den Satz ist. Ich weiß nicht einmal, wo er so plötzlich herkommt, nach allem was zwischen uns war. Ich habe Dir zu dem Ultimatum keinen Anlaß gegeben, denn ich liebe Dich wie immer und nichts ändert sich, wenn ich ein oder zwei Jahre länger bei der Nationalen Volksarmee bleibe. Alle unsere Pläne können wir erfüllen, wir können sparen, heiraten, nur etwas länger warten müssen wir aufeinander. Aber was ist das Warten von vielleicht zwei Jahren gegen unser ganzes Leben, noch, wenn das Warten dazu beiträgt, es besser zu machen und überhaupt zu erhalten. Leicht ist mir die Entscheidung nicht geworden. Und ich schreibe Dir, was die Mehrzahl meiner Freunde sagen wird, wenn Du Dein Ultimatum wahr machst. Sie werden sagen: „Wenn sie dich darum verläßt, hast du an ihr nicht viel verloren." Sie haben recht. Freilich ist es schwer, das Warten, wenn man so jung ist, wochenlang allein ist und die anderen flüstern hört und sieht, wie sie sich küssen. Aber warte ich etwa nicht? Und ist Liebe nur das Zusammensein, die unmittelbare körperliche Nähe zweier Menschen? So ist Liebe nicht viel. So möchte ich nicht leben, und bleibst Du bei Deinem Ultimatum, werde ich traurig sein, daß unsere Zeit vorbei ist, aber auch froh, daß ich die Gelegenheit habe, noch einmal anzufangen. Viele meiner Freunde haben Mädchen, Bräute und Frauen, die sind nicht älter als Du, aber sie sind stolz auf ihre Soldaten, wenn sie länger dienen. Ja, das gibt es. Und noch etwas: Kannst Du leben neben einem Mann, ohne den Versuch ihn zu verstehen? Wie liebst Du ihn, und was liebst Du an ihm, wenn Du das, wofür er lebt und arbeitet, nicht begreifst und als Hirngespinst bezeichnest? Das ist Liebe auf Abruf, das ist Ausweichen, darauf lasse ich mich nicht ein. Ich liebe Dich, vom ersten Tage an, aber nicht mit dem Ultimatum, mit der eingeplanten Uneinigkeit. Ich liebe Dich so, wie Du werden kannst, wenn Du mir entgegenkommst. Wir können nicht nur fühlen und träumen, in unserer Zeit müssen wir auch denken. Eher hätten wir über das alles reden sollen, nicht einander ausweichen dürfen. Ich habe mich entschieden. Jetzt liegt es an Dir, ob das unser letzter Gruß ist. An Dich werde ich immer denken, denn jedes Zusammensein war sehr schön, bei Euch, in Rathen, in der Heide. Grüße Deine Eltern.

Herzliche Grüße von Deinem Rolf.



DORNROSCHEN

Aus einer Neuauflage von Grimms Märchen



DOKTOR ALLWISSEND

Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen

Es WAR einmal???



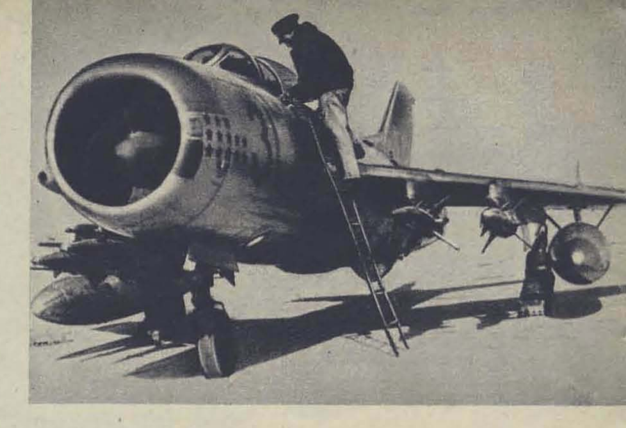
ZWERG NASE

Zeichnungen: Klaus Arndt



STERNTALER

MILITÄRTECHNISCHE Umschau



PTR-10 teurer als Dynamit

Der schweizer Wissenschaftler Dr. H. Mohaupt hat im Dienste der USA einen neuen Sprengstoff erfunden, über dessen Zusammensetzung nichts verlautet wird. Der Sprengstoff wurde unter der Bezeichnung PTR-10 patentiert. Mohaupt erklärte, dieser Sprengstoff werde zwar teurer als Dynamit sein aber dafür Vorteile in der Handhabung besitzen. Weder Druck, Hitze, Kälte oder Wasser können den Sprengstoff beeinträchtigen. Eine Lagerung von langer Dauer sei möglich, die Detonation könne nur von einer Sprengkapsel ausgelöst werden.

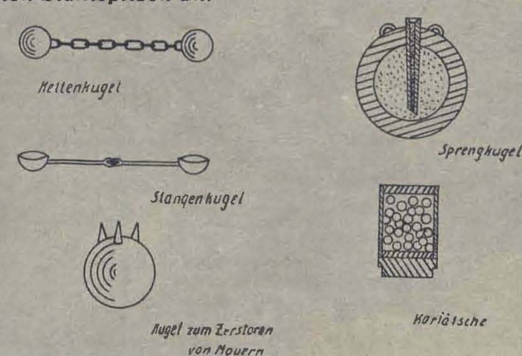
MiG mit Raketen

Nicht nur supermoderne Flugzeuge der Sowjetarmee, wie jene der letzten Tuschino-Parade, sind mit Raketenwaffen bestückt, sondern auch die bekannten Typen der MiG-Reihe tragen zielsuchende Luft-Luft-Raketen. Das Foto („Krasnaja swesda") zeigt eine MiG mit ihrer modernen Bestückung.



Bomben und Kartätschen

Bestimmt denkt Kanonier Müller nicht an die Entwicklungsgeschichte der Artilleriegranate, wenn er dieses bis in alle Einzelheiten durchkonstruierte Geschoß in das Rohr schiebt. Und doch ist diese Geschichte sehr interessant.
Mit dem Aufkommen der Feuerwaffen verwendete man Vollkugeln aus Stein, Blei und Gußeisen. Doch die Wirkung dieser Geschosse war oft sehr gering, zumal es galt, die verschiedensten Ziele zu bekämpfen. So kam es zur Entwicklung vieler Spezialgranaten. Bestand die Aufgabe darin, eine befestigte Stadt, Burg oder Lager niederzubrennen, bediente man sich glühender Eisenkugeln. Auf Rosten glühend gemacht, wurden sie in das Rohr gerollt, wo sie die Pulverladung entzündeten, die sie sogleich in Richtung des Zieles schleuderte.
Mit dem gleichen Zweck verschoß die Artillerie auch die sogenannten Regenkugeln. Das waren Hohlgeschosse, die mit flüssigen, leicht brennbaren Stoffen gefüllt waren. Ein gewöhnlicher Brennzünder leitete eine Detonation ein, so daß die Kugel zersprang, der Brandsatz entzündet wurde und brennend zu Boden fiel.
Kettenkugeln dienten vorwiegend im Seekrieg zum Zerschießen von Masten und Segeln. Auch in der Verteidigung in die heranstürmenden Truppen geschossen, hatten sie eine sehr große Wirkung. Sie wurden entweder aus einem doppelrohrigen Geschütz oder aus zwei nebeneinanderstehenden Geschützen abgefeuert.
Als eine Verbesserung auf diesem Gebiet sind die Stangenkugeln anzusehen, die dem gleichen Zweck dienten, aber nur aus einer Kanone abgefeuert werden konnten.
Auch Giftkugeln gehörten in das Arsenal der Artillerie. Diese Hohlkugeln waren mit gesundheitsschädigenden und giftigen Stoffen gefüllt.
Die heranstürmenden Feinde wurden von der Artillerie mit Bomben (Sprengkugeln) beschossen. Diese mit Schwarzpulver gefüllten Hohlkugeln wurden durch einen Säulenzünder zur Detonation gebracht.
Für den Nahkampf der Artillerie fanden Traubengeschosse und später Kartätschen breite Anwendung. Waren bei den ersteren Blei- und Eisenkugeln traubenartig mit Schnur umwickelt und in einem Beutel untergebracht, so war die Kartätsche ein Artilleriegeschoß, das aus einem in Pech getauchten Leinenbeutel bestand, in dem gehacktes Blei, Eisenstücke oder Nägel untergebracht waren. Zum Zerstören von Holzbefestigungen oder Mauern wendete man auch Kugeln mit aufgeschmiedeten Stahlspitzen an.
A. S.



»Heli-Trainer« Z-35

Wie die tschechoslowakische Zeitschrift „Zápisník" mitteilt, entwickelte zu Ehren des XII. Parteitages der KPČ ein Konstrukteur-Kollektiv des tschechoslowakischen Werkes „Moravan" in Otrokovice in freiwilliger, unbezahlter Arbeit einen Kleinhubschrauber für Lehrzwecke. Der „Heli-Trainer" Z-35 ist neben seinem Einsatz als Übungsflugzeug auch als Lasthubschrauber für kleinere Mengen (vor allem Treibstoff, Medikamente und Lebensmittel) vorgesehen.
Das Eigengewicht des Hubschraubers beträgt 490 kp, des für Ausbildungszwecke eingerichteten Flugzeuges 523 kp. Das Fluggewicht liegt bei rund 750 kp. Die maximale Geschwindigkeit beträgt 157 km/h, die Reisegeschwindigkeit mit einer Weite von 250 km beträgt 110 km/h. Der Chefpilot des Werkes stellte mit dem Z-35 bereits einen Höhenrekord für Hubschrauber dieser Klasse mit 5200 Metern auf.





»Laser« als E-Messer

Das Oberkommando der US-Army hat eine Firma beauftragt, neun Geräte als Entfernungsmesser für Panzer zu bauen, die auf dem Prinzip des gebündelten; fast parallelen Lichtes arbeiten. Mit diesen „Strahlenkanonen", „Laser" genannt, sollen Entfernungen auf 4000 m bis zu drei Metern genau vermessen werden.

Haftendes Gas?

Unter den sogenannten „neuesten Waffen", die von den Amerikanern an das volksfeindliche Diem-Regime in Südvietnam geliefert werden, soll sich auch ein Kampfgas befinden. Dieses Gas haftet am Boden fest und kann durch jeden Funken zur Explosion in Form einer Staubexplosion gebracht werden.

Buchecke

In der Straßenbahn. Gegen 20 Uhr. Meine Gedanken arbeiten fieberhaft: ... also muß die Spule falsch gepolt sein ... wenn ich die Anschlüsse vertausche, wird ... — Schaffner: „Brückenstraße!" — ... wird wohl die Schwingung einsetzen. Dann noch einmal alles genau überprüft ... nachgesehen, ob die Batterie ... — „Poststraße!" — doch dann muß ja noch der Lautsprecher ins Gehäuse montiert werden ... ob die Leistung ausreichen wird? Oder sollte nicht lieber eine dritte Verstärkerstufe ... — „Rathaus!" — Was, schon Rathaus? Die übernächste muß ich raus — Monika wartet! Wissen Sie, ich baue nämlich ein Transistor-Radio, so klein wie das Sternchen. Wie bitte, Sie lächeln mitleidig? Ob ich Langeweile habe? Warum die Arbeiter vom Stern-Radio ihre Produktion steigern wollen? Na, wir werden sehen: Nehmen Sie einen Kopfhörer, einen Drehkondensator, ein paar Meter Draht und noch ein paar Kleinigkeiten. Kann jeder ausprobieren. 60 Windungen Draht um einen Ferritstab gewickelt, mit dem Drehkondensator verbunden, einen Germaniumgleichrichter dahinter und den Kopfhörer angeschlossen. Fertig. Macht es Ihnen Spaß? Dann meinen herzlichen Glückwunsch zum Eintritt in die Armee der Radiobastler! Doch halt, noch etwas Wichtiges: Unsere Radiobastler-Armee (sagen wir mal kurz RBA) hat jetzt eine neue Dienstvorschrift bekommen. Ich meine das „Große Radiobastelbuch" von Karl-Heinz Schubert. Diese neue Dienstvorschrift für die Einzelausbildung ist gerade das Richtige für einen jungen RBA-Soldaten. Unser Ing. Schubert von der Vorschriftenabteilung der RBA weiß recht genau, was den Neu-Eingestellten fehlt. So hat er für den Anfang erst ein paar physikalische und mathematische Kniebeugen vorgeschrieben. Aber keine Angst vor Überanstrengung. Hier werden ausnahmsweise Erleichterungen gewährt. Denn er weiß auch, wie es um den Geldbeutel steht. Alle Bauanleitungen sind mit geringem finanziellen Aufwand auszuführen. Keiner muß also auf den Fünfer im Zahlenlotto warten! Und noch etwas — unsere neue Dienstvorschrift gibt vorzügliche Anleitung für die Konstruktion und den praktischen Aufbau der Geräte, für die Auswahl und die Handhabung von Werkzeugen, für den Selbstbau und die Anwendung von Prüf- und Meßgeräten. Ja, und ich meine, daß selbst die längerdienenden RBA-Soldaten und Funkamateure manches Wissenswerte in unserer neuen Dienstvorschrift finden werden.
Schaffner: „Endstation! Alles aussteigen!"
Du liebe Zeit, viel zu weit gefahren, jetzt gibts Ärger! — Sehen Sie, das kommt vom Radiobasteln!

F. B.

Karl-Heinz Schubert: Das große Radiobastelbuch

Verlag Sport und Technik (übernommen vom Deutschen Militärverlag) Ganzleinen mit Schutzumschlag, 352 Seiten, LVP 11,90 DM





Die Falle

VON KARL WURZBERGER

Soldat Franke trat von der Brüstung des Beobachtungsturmes zurück, klappte seinen Mantelkragen hoch und sah in die Sonne, die blutrot im Südosten über dem Horizont stand. „Mann, eine Kälte ist das ..."

Günter Hartmann, der Postenführer, lachte. „Was erwartest du von Petrus? Schließlich haben wir übermorgen Weihnachten. Laß dir warme Hosenträger schicken!"

„Weihnachten ..." sagte Franke versonnen. „Mann, da ist immer was los bei uns. Das erste Mal, daß ich nicht zu Hause bin. Aber Silvester gibt's Urlaub. Da wird alles nachgeholt."

Er holte tief Luft und sah sich um. Dort vorn verlief die Staatsgrenze. Davor eine Drahtsperre und fast unter ihm der Kontrollstreifen. Die Fichtenschonung, kaum zweihundert Meter entfernt, gehörte schon zu einer anderen Welt ...

„Hast du dich schon eingelebt?" unterbrach Hartmann seine Gedanken.

„Was? — Ach so. Wie man sich eben in vier Wochen einleben kann. Ehrlich gesagt, manches hab' ich mir anders vorgestellt." — „Was denn zum Beispiel?"

„Naja. Am Lehrgang wurde viel erzählt. Aber hier ist doch nichts los. Weißt du ... Ich glaube, das ist gar nicht so schlimm, wie's mancher macht. Zöllner habe ich bis jetzt zweimal gesehen und die haben rübergewinkt."

Hartmann wurde ernst. „Laß dich nur nicht hinters Licht führen, mein Lieber."

Franke zuckte mit den Schultern. „Ich weiß nicht, Günter. Unter denen sind doch auch Arbeiter. Da geht einer drüben lang, winkt uns zu, und wir bleiben stur wie die Ochsen. Der meint's vielleicht ehrlich und wir stoßen ihn zurück. Ich hab' schon oft überlegt, ob das richtig ist."

Hartmann drehte ihm den Kopf zu. „Du bist mir einer! Merkst du denn nicht die Absicht? Ein Hund, der mit dem Schwanz wedelt, beißt nicht. So sollst du denken! Aber glaub mir: Heute winken sie auf Befehl und morgen schießen sie auf Befehl. Denk doch an die Jungs, die schon dran glauben mußten."

„Das weiß ich ja alles!" erwiderte Franke und seine Stimme war ein wenig ungehalten. „Aber sag' was du willst: Es gibt bestimmt welche, die anders denken. So überzeugen wir sie nicht!"

„Überzeugen? Hör mal zu ..." Hartmann brach mitten im Satz ab, kniff die Augen zusammen und blickte zur Schonung hinüber.

„Was ist?" Die Frage wurde überflüssig. Wolfgang Franke hörte im gleichen Augenblick selbst das Brummen.

Hartmann nahm das Glas an die Augen und suchte das Gelände jenseits der Grenze ab. Noch war nichts zu sehen, die übermannshohen Fichten engten das Blickfeld im Vordergrund ein.

Da! Ein Motorradfahrer, noch ein paar hundert Meter entfernt, tauchte aus einem Seitenweg auf und fuhr auf den Schlagbaum zu. Der ausgefahrene Weg bereitete ihm offensichtlich Schwierigkeiten. Er hatte Mühe, die Maschine heil durch Regenrinnen und Steine zu bringen.

„Du — ob der rüber will?" fragte Franke aufgeregt.

„Der kommt doch nicht durch die Sperre!"

Hartmann ließ den Mann nicht aus den Augen. „Abwarten", murmelte er. Noch zweihundert, hundert Meter. Der Mann warf einen Blick über die Schulter und hielt weiter auf die Grenze zu. Gleich war er am Schlagbaum. Er hob den Arm und rief: „Hallo! Hallo!" Das wurde ihm zum Verhängnis. Hartmann sah genau, wie im gleichen Augenblick das Vorderrad an einen Stein prallte, herumgerissen wurde und in eine Rinne glitt. Der Fah-

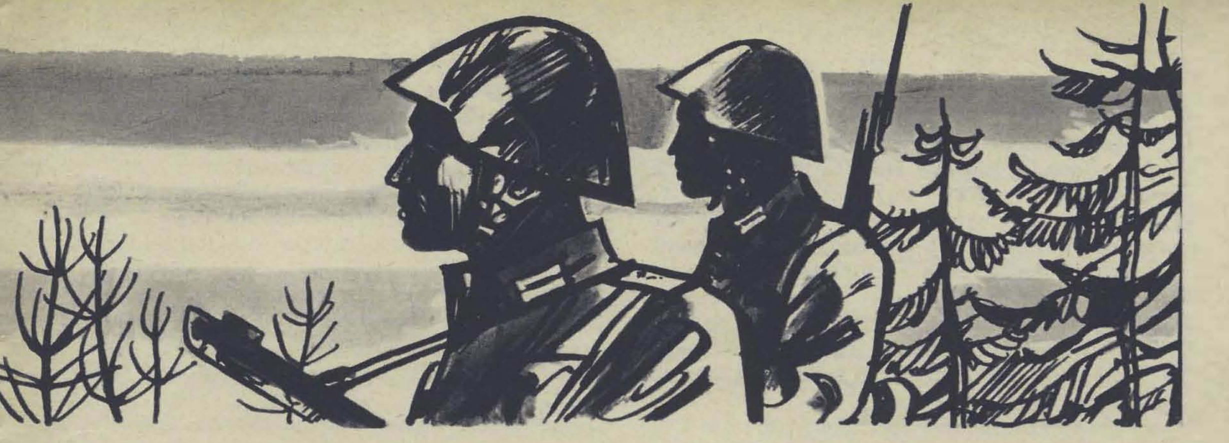


Illustration: Rudolf Grapentin

rer konnte die Maschine nicht mehr halten. Noch zwei, drei Meter schleudernder Fahrt, dann bäumte sich das Krad auf, kippte und begrub die Beine des Fahrers unter sich. Sein Schmerzensschrei wurde vom Aufheulen des Motors verschluckt. Das Hinterrad drehte sich rasend in der Luft.
Franke, weit über die Brüstung gelehnt, starrte entsetzt hinüber. Der Mann lag reglos, die Hand umklammerte noch den Lenker. War er bewußtlos? Tot?
Da! Er regte sich! Seine Hand löste sich vom Gasdrehgriff und tastete nach dem Zündschlüssel.
„Günter! Was sollen wir tun?“ Franke packte Hartmanns Arm und rüttelte ihn. Der Gefreite nahm das Glas von den Augen und befahl: „Beobachte weiter, ich melde dem Kompaniechef!“
„Klar.“ Hinter Frankes Stirn jagten sich die Gedanken. Was werden wir tun? Der wollte doch zu uns. Im letzten Augenblick mußte es ihn noch erwischen. Kaum zwanzig Meter bis zur Grenze ...
Drüben verebbte der Lärm. Der Gestürzte hatte den Zündschlüssel herausgezogen und bemühte sich, seine Beine freizubekommen. Franke hörte ihn stöhnen und hörte zugleich die Meldung, die Hartmann in hastigen Sätzen durchgab. Wie würde der Kompaniechef entscheiden? ...
Als Hartmann wieder zu ihm trat, war es dem Mann gelungen, sich von seiner Last zu befreien. Doch was war das? Als er sich aufzurichten versuchte, brach er mit einem Schmerzenslaut sofort wieder zusammen.
„Der ist verletzt!“ stieß Franke hervor. „Was hat der Kompaniechef befohlen?“
„Ruhig!“ zischte Hartmann, denn der Mann begann eben zu rufen. „Hallo! Kameraden ... Genossen ... Das Bein! Ich glaube, es ist gebrochen. Helft mir, ich will rüber!“
Der Soldat sah durchs Glas, wie der Fremde mit schmerzverzerrtem Gesicht nach seinem linken Bein griff. Dann wieder die Rufe. „... Ich kann nicht gehen! Bundeswehr, desertiert ... Sie sind hinter mir her. Wenn sie mich hier noch erwischen ...“
„Hast du das gehört?“ Alles Blut war aus Frankes Gesicht gewichen. Mensch, Günter — wir müssen was tun!“ — „Gib das Glas her!“ befahl Hartmann. „Los — runter!“ Franke hetzte zuerst die Leiter hinab und als Hartmann den Boden erreichte, war er schon ein paar Schritte in Richtung Grenze gelaufen.
„Wolfgang — zurück!“ Der Ton duldete keinen Widerspruch. Franke zögerte.
„Zurück, sag ich dir!“
Sekunden später hockten sie nebeneinander in der Stellung, die unter dem Beobachtungsturm in den Hügel gegraben war. Franke packte Hartmanns Arm. „Menschenskind, Günter! Auf was warten wir denn noch! Jeder Augenblick ist kostbar!“
„Bist du verrückt geworden? zischte Hartmann. „Der Mann liegt auf westdeutschem Boden. Verstehst du? Dazwischen ist die Grenze!“
„Grenze! Grenze! Der Mann ist schwer verletzt. Wir sind doch Menschen! Wenn er keine Hilfe bekommt ...“ Er horchte auf, der Fremde rief wieder. „... Wo bleibt ihr denn! Genossen, hört ihr nicht! So helft doch ...“
Hartmann zwang sich zur Ruhe. „Sei vernünftig, Wolfgang. Das ist ein westdeutscher Bürger. Die Grenze ist für uns Gesetz. Er weiß genau, daß es nicht anders geht!“
„... Hilfe! Seid doch nicht so stur! Ich will zu euch. Ach — das Bein ...“
In Frankes Augen irrlichterte es, er sprang auf. „Mann, hörst du das nicht! Soll er denn verrecken oder ins Zuchthaus fliegen und wir sehen zu? Bleib hier, wenn du zu feig bist. Ich gehe!“
Das war zu viel für Hartmann. Er packte den Freund am Koppel und riß ihn zu sich herunter. „Hiergeblieben! Ich befehle dir! Himmeldonnerwetter. Wer provoziert denn hier ständig? Wer schießt aus dem Hinterhalt auf unsere Genossen? Wer zieht denn das ganze Theater auf. Wir oder die? Was du da machen willst, ist Wahnsinn! Und merk' dir eins: Feige bin ich nicht. Aber auch nicht lebensmüde! Und jetzt hock dich hin und beobachte!“ Franke lehnte sich keuchend an die Rückwand. Was soll das alles. Hat der Freund einen Stein statt eines Herzens im Leib? Das verstehe ich nicht. Nein, das nicht. „Ruf ihm doch wenigstens zu, daß er rüberkriechen soll. Oder dürfen wir das auch nicht?“ sagte er und in seiner Stimme war schmerzlicher Spott.
Hartmann sah ihn nicht an. „Damit wir uns verstehen: NEIN!“
Franke lachte bitter auf.
Der Postenführer hatte seine Ruhe wiedergefun-

den. „Wenn er nicht kann", sagte er langsam, „haben wir kein Recht ihn zu holen. Was wir tun konnten, haben wir getan. Wir sind Grenzer und nicht bei der Heilsarmee. Hör auf jetzt!"
Drüben war eine Weile gar nichts geschehen. Als Franke den Blick wieder hob, sah er, daß der Verletzte die Hände in den Boden krallte und zentimeterweise der Grenze zurutschte. Zwei Meter, dann blieb er wieder liegen, stützte sich auf die Ellenbogen und schrie: „Seid ihr denn keine Menschen? Ich schaffe es nicht ... Ich kann nicht mehr! Die Schmerzen ..." Er ließ sich fallen und vergrub sein Gesicht ins dürre Gras.
Hartmann hatte sich etwas aufgerichtet, das Glas an die Augen genommen, und als sein Blick auf die Schonungsspitze fiel, etwa zehn Meter seitlich hinter dem Mann, durchzuckte es ihn siedendheiß. Sofort blickte er zur Seite, deutete mit der Hand auf einen entfernten Busch und sagte zu Franke: „Schau' in diese Richtung und bleibe ganz ruhig. In einer halben Minute verläßt du die Stellung und gehst in Richtung Wald hinter uns. Ich komme nach. Alles wie üblich. Und dreh dich dann nicht mehr um. Kein Blick zur Schonung. Verstanden?"
Franke sah ihn mit offenem Mund an. „Was denn — du willst weggehen? Aber der Mann ..."
„Frag jetzt nicht. Los, mach dich fertig. Gleich wirst du alles verstehen!" Und Hartmann zeigte noch einmal zu dem Busch hinüber. Dann erhob er sich, nahm den Hörer des Grenzmeldenetzes ans Ohr und bewegte die Lippen. Die Schnur mit dem Netzstecker baumelte in der Stellung, der Anschluß war ja oben auf dem Turm. Dann steckte er den Hörer in die Tasche, stand ganz auf und sah auf seine Uhr.
Franke sah diesem Treiben verständnislos zu. Hatte es Günter erwischt, oder ...
„Los jetzt, und wie gesagt!"
Sie verließen die Stellung und schlenderten zum Wald. „... Unmenschen! ... Lumpen! ..." verklang die Stimme des Verletzten hinter ihnen. Franke biß die Zähne zusammen und hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. Was sollte dieses Theater. Die ganze Welt war verrückt. Aber Günter. Daß der so handeln konnte. Und überhaupt: wenn der Mann doch noch selbst über die Grenze kam? ...
Der Wald nahm sie auf. Ein Hügel verhinderte die Sicht zur Grenze. Plötzlich war es mit Hartmanns zur Schau getragenen Ruhe vorüber, seine Augen blitzten. „Los! Hundert Meter nach rechts und in der Buschreihe nach vorn. Bis zum Kontrollstreifen!"
Er trat dicht an Franke heran und sagte: „Wenn mich nicht alles täuscht, kannst du gleich was erleben, mein Lieber. Los, mir nach!"
Wie eine Schlange glitt der Gefreite an den Büschen entlang. Franke hatte Mühe ihm zu folgen. Er verstand gar nichts mehr. Was sollte er erleben? Etwa, wie der arme Hund dort vorn verhaftet wurde? Warum war Günter plötzlich so erregt? Hatte er etwas gesehen? Ach, weiß der Teufel ...
Je mehr sie sich der Grenze näherten, desto langsamer und vorsichtiger wurden ihre Bewegungen. Dann waren sie am Ziel. Hartmann verwuchs förmlich mit dem Boden und winkte Franke neben sich. „Nimm das Glas", flüsterte er. „Beobachte durch die Lücke. Und nicht bewegen!"
Franke tat, wie ihm geheißen. Der Mann da drüben lag noch an der gleichen Stelle. Hin und wieder richtete er den Oberkörper auf und blickte in die Runde.
„Was tut er?" fragte Hartmann.
„Nichts. Er sieht sich um."
Der Postenführer schwieg, in seinen Augen lag ein harter Glanz. Minuten verstrichen, eine halbe Stunde. Nichts.
„Jetzt!" Kaum vernehmbar huschte das Wort über Hartmanns Lippen. Der Mann drehte sich um und winkte zur Schonung. Rief wohl etwas. Es war nichts zu hören. Frankes Hände preßten das Glas. Aus der Schonung traten drei Uniformierte, Gewehre in den Händen. Hinter ihnen ein Zivilist mit einer Kamera. Der ‚Verletzte' stand auf, zuckte mit den Schultern und ging ihnen entgegen ...
Franke begriff schlagartig. Sein Gesicht war weiß wie eine Wand. Drüben legte sich der Mann zum Motorrad und wurde von allen Seiten fotografiert. Ein Stück weiter hinten rollte ein Jeep aus der Schonung und rollte auf die Gruppe zu. Der ‚Verletzte' hob das Motorrad auf, verabschiedete sich und fuhr davon. Minuten später war auch vom Bundesgrenzschutz nichts mehr zu sehen ...
Franke ließ den Kopf auf die Arme sinken. Das war unfaßbar. Ungeheuerlich. Eine verdammt gut angelegte Falle. Mit den tiefsten menschlichen Gefühlen trieben diese Bestien Schindluder ...
„Weißt du, was jetzt mit uns wäre?" fragte Hartmann leise. „Erinnerst du dich an unser Gespräch? Das hier ist die Wirklichkeit! Und du wolltest aus einem Rudel tollwütiger Hunde denjenigen heraussuchen, der nicht beißt. Wolltest ihn überzeugen! Ja, wir müssen sie überzeugen: Und zwar davon, daß ihre Macht an unserer Grenze zu Ende ist. Ein für allemal. Dafür stehen wir hier!"
Franke hob den Kopf und sah dem Freund in die Augen. „Entschuldige, Günter. Das war ... Das muß ich erst verdauen. Nein ..."
Hartmann schlug ihm auf die Schulter und erhob sich. „Schon gut. Komm jetzt, das müssen wir melden."

*

„Was — Nilus ist zurück? Soll sofort kommen!" Chefredakteur Köbbels entnahm einem Wandschrank Flasche und Gläser und schenkte ein.
„Hallo Chef. Bin wieder da!"
„Hallo Nilus! Alles okay?"
Der Reporter grinste. „Nicht ganz. Aber meine Story kann sich sehen lassen. Hier. Bilder und Text."
„Zeigen Sie." Köbbels las und sein Gesicht wurde immer fröhlicher. „Gut", murmelte er. „Ausgezeichnet! Also statt Menschenraub Unmenschlichkeit. Kein schlechter Ersatz. Wie soll die Schlagzeile heißen?"
Nilus überlegte einen Augenblick, dann sagte er: „Vielleicht ... ‚Entmenschte Zonenvopo leistet lebensgefährlich Verletztem keine Hilfe!' " Sie sahen sich an und lachten. „Prost Nilus!"

SOS im Trainingsdress



„Hier Halle,
Steintorvarieté.
Ich habe ein
Gespräch bestellt
für unsern Freund,
den Unterfeld.
Es spricht Felicitas.
Ja – Fee!

Der Gruppe fehlt noch
Disziplin,
Exaktheit und
ein fester Griff...
Mit einem Wort:
Der letzte Schliff.
Kann er uns helfen?
Gruß an ihn!"

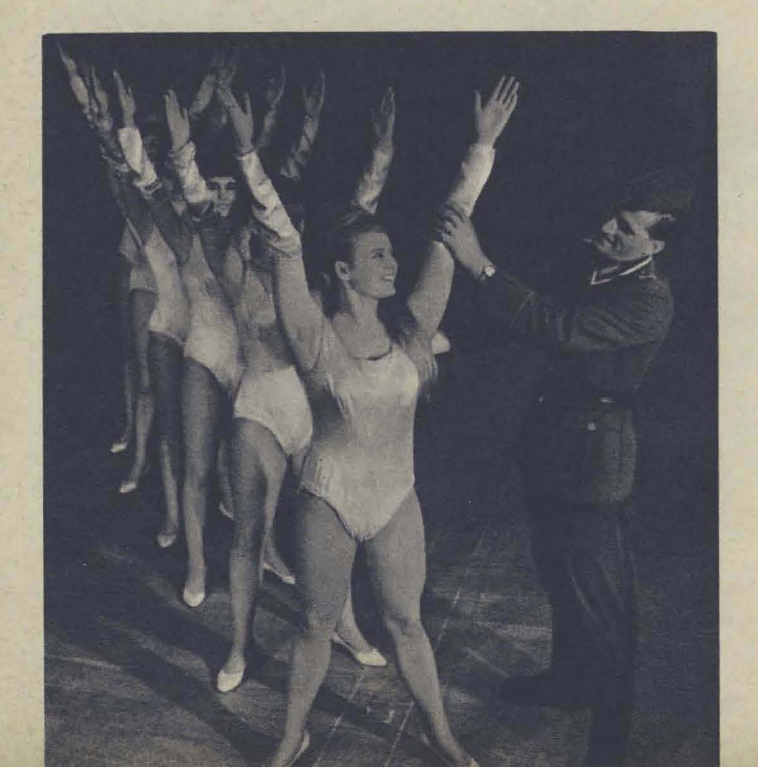


Der Freund erscheint.
Jetzt wird trainiert.
Begeisternd ist doch
die Brigitte
mit dieser Schwenkung
hin zur Mitte...
Wer da nicht
den Verstand verliert...



Ganz eisern wird
der Unterfeld.
Er korrigiert
die Charlestonschritte...
„Noch mehr nach links
das Knie – na, bitte!"
(So'n Weib ist eine
Wunderwelt!)

Quatsch... Weib...
Genosse: Übe Zucht!
Du kannst nicht lehren,
wenn was funkt,
was nicht zu funken hat...
und Punkt.
(Die Kleine da
ist doch 'ne Wucht!)



Die Arme hoch,
die Beine spreizt,
die Ellenbogen
durchgedrückt...
(Die Loni macht mich
noch verrückt.
Was die an Blicken so
verheizt...)

Jetzt reiß dich mal
am Riemen, Mann!
Zwar steht das Spielchen
sechs zu eins,
doch von den Mädchen
ist keins deins...
Bleib still – du bist
hier gar nicht dran.

SOS

Zeig, wie man's macht
exakt, korrekt,
diszipliniert,
beherrscht im Schritt...
Die Mädchen machen
alles mit,
wenn man den Reiz
des Rhythmus weckt.

Die gute Leistung
imponiert,
sie staunen, was
da in ihm steckt...
Und was man alles
so entdeckt,
wird kollektiv
per Kuß quittiert.

–ika–



Oberstleutnant Glauber vom Eisenbahnerregiment hatte einen Vortrag gehalten: Die Elektrizität im Kriege.
Exzellenz, der Herr Kavalleriedivisionär schüttelte Glaubern die Hand. „Wirklich sehr klar und instruktiv, Herr Oberstleutnant. Man hat doch jetzt eine Vorstellung von den Sachen – nur eins, Herr Oberstleutnant: Sie haben immer von Kilowatt gesprochen, das ist ein kleiner Irrtum, ich kenne den Mann, er ist mein Freund, er heißt Kolowratt."

Dem Kommandanten der Festungsfeuerwehr meldete man eines Tages Großfeuer – Fort 2, Objekt C. „Unsinn", sagte er, „das Objekt C im Fort 2 ist von feuersicherem Material gebaut, mit Asbest gedeckt und enthält ausschließlich imprägnierte Gegenstände."
Er fuhr aber doch hin. Als er herankam, lag das Objekt da – ein rauchender Schutt. Nur die Signalraketen fand man unversehrt unter den Trümmern.

Illustration: Horst Bartsch



Das Armeekommando telegrafierte an die Division: Nummern verfügbarer Kraftfahrzeuge sofort an hier mitteilen. Die Division antwortete gehorsam und prompt:

„11801 13939 25551 44007 68909
Divisionskommando."

Diese Depesche geriet natürlich dem Hauptmann Neidinger in die Hände, der ja alle Depeschen zu dechiffrieren hat, und Exzellenz las eine Stunde später voll Erstaunen: „Koreanische Kaiserfamilie durch Torpedovolltreffer nächst Marburg in Steiermark mit Rindschmalz verlobt."
Vorsorglich hatte Hauptmann Neidinger darunter angemerkt: „Rückfrage an Division rätlich, da Mißverständnis nicht ausgeschlossen."

Dem Kanonier Wondrak hatte das Zugpferd Bertha vier Vorderzähne ausgeschlagen. Nach einigen Wochen kam er völlig geheilt aus dem Truppenhospital zurück, machte anstandslos wie immer seinen Dienst – nur seine Sprache war fast unverständlich. Der Hauptmann wollte den tüchtigen Kanonier gern für den Allerhöchsten Dienst retten und beantragte, dem Wondrak auf Staatskosten vier künstliche Vorderzähne einsetzen zu lassen. Nach eingehenden Erwägungen bewilligte denn auch die Intendanz die Zähne. Aus Sparsamkeitsgründen aber nur einen: „. . . als welcher jedoch so breit zu dimensionieren sein wird, daß er die vier fehlenden Vorderzähne vollkommen ersetzt."

Als der General der Kavallerie Baron Üxküll noch Korpskommandant war in Wien, bekam er einen neuen Ordonnanzoffizier, den Leutnant Fintern. „Fintern . . ." murrte der General sinnend, „Fintern, wie soll man sich den Namen wieder merken können?" Der Personaladjutant wußte Rat: „Exzellenz belieben nur



an den ... — mit Verlaub — an den ... Hintern zu denken, dann setzen Exzellenz ein F davor."
„Sehr gut, lieber Kubitschka, ausgezeichnet!" — Nächsten Morgen scholl himmelweit die Stimme des Generals über den Schnelzer Exerzierplatz: „Herr Leutnant Farsch!"

In Esseg stand ein Kanonier vor dem Kriegsgericht. Er war angeklagt, bei Nacht und Nebel seinen vorgesetzten Feldwebel schwer verprügelt zu haben. Zur allgemeinen Verwunderung kam der Mann mit einer überaus gelinden Strafe weg: Fünf Jahre schweren Kerkers. Nach dem Buchstaben des Gesetzes hatte diesem Mann eine viel härtere Strafe gedroht und wenn das K. u. K. Militärgericht diesmal so ungewöhnliche Milde walten ließ, geschah es nur aus der Erwägung: daß dem Angeklagten seine Schuld in keiner Weise, nicht einmal im entferntesten nachgewiesen werden konnte.

Danzers Armeezeitung hatte einen Preis ausgeschrieben für die kürzeste Bearbeitung des Themas: „Was haben unsere Generale aus dem Weltkrieg (ersten Weltkrieg, d. Red.) gelernt?" Die kürzeste, preisgekrönte Antwort lautete: „Nichts!"

Eines Tages kam ein sehr eleganter Herr zum Herrn Obersten und bat um eine Unterredung. Eine Viertelstunde später geleitete der Oberst seinen Besuch an die Tür und sagte: „Herr Baron — so peinlich der Fall ist — seien Sie versichert, was an mir liegt, wird gewiß gemacht, um die leidige Angelegenheit in Ordnung zu bringen".
Nachmittags ließ der Herr Oberst seine Offiziere antreten und hielt eine schöne Rede an sie. Der Herr Oberst sprach von einem gebeugten Vater, der um das Glück seiner einzigen Tochter zittere ... Und der Herr Oberst sprach von den Pflichten des Kavaliers — einer Dame gegenüber, die vielleicht in einem Augenblick aufwallender Empfindung zu weit gegangen sein konnte, eben mit diesem Kavalier ... und der Herr Oberst sagte, er wolle keine Namen nennen und die Angelegenheit überhaupt diskret behandeln. Der betreffende Herr würde schon selbst fühlen, was er zu tun habe.
Am selben Abend hielten drei Leutnante und fünf Rittmeister um die Hand der Oberstentochter an.

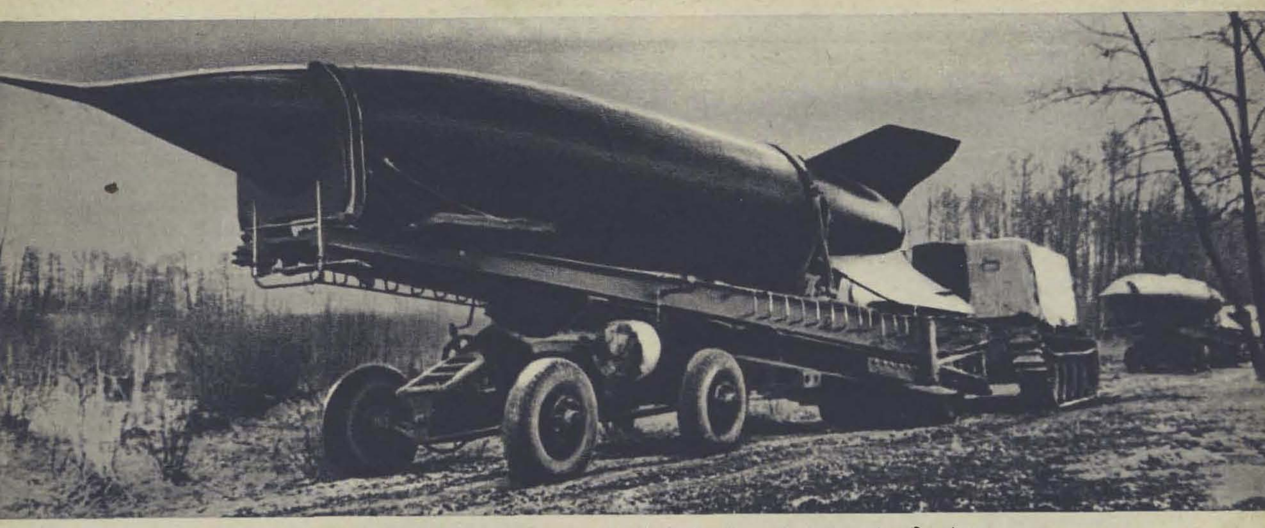
Als ich noch bei der detachierten Division in Petrinsja diente, kam uns einmal der Korpskommandant besuchen. Ein gütiger Herr, ein gescheiter Herr — doch voller Schrullen. Er wollte zum Beispiel, daß die Leutnante in den Familien der älteren Offiziere verkehrten.
„Herr Major", fragte er, „besuchen die Herren Offiziere auch Häuser?"
„Jawohl, Exzellenz", sprach der Major, „die jüngeren Herrän schon. Ich als Stabsoffizier lasse die Mädchän zu mir kommen."



BESONDERES KENNZEICHEN: Allzeit einsatzbereit



Unter allen Bedingungen, zu jeder Tages- und Nachtzeit sind die ballistischen Raketen kampfbereit. Gut ausgebildete Bedienungsmannschaften und Offiziere wissen diese Waffen schnell und treffsicher einzusetzen.



Von Kettenfahrzeugen durch jedes Gelände gezogen: Ballistische Kampfraketen der Sowjetarmee.

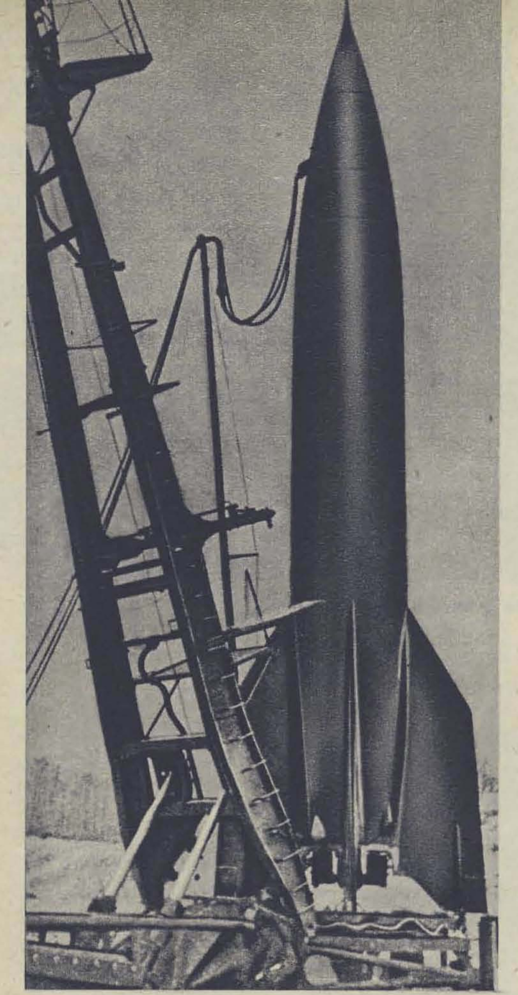
Schwere Gleiskettenfahrzeuge rasseln durch unwegsames Gelände; im Schlepp haben sie eine besondere Last: riesig anmutende ballistische Raketen, die auf einem Spezialgestell ruhen, das gleichzeitig für die Vorbereitung der Rakete benutzt wird. Es sind keine interkontinentalen ballistischen Raketen, dazu sind sie trotz ihrer Größe zu klein. Diese Kampfrakete ist eine unter vielen, angefangen von kleinen Raketen für nahe Distanzen, über Kurz- und Mittelstreckenraketen bis zu den interkontinentalen und globalen Riesenprojektilen mit mehreren Stufen. Sie alle stehen bereit, das Lager des Sozialismus gegen jeden Feind zu schützen.

Ballistische Raketen zählen zu den Boden-Boden-Waffen, mit denen Ziele über Entfernungen bekämpft werden, die





Hydraulisch wird das schwere Projektil angehoben, um auf den Startblock gesetzt zu werden.



Die Transportbasis dient gleichzeitig als Montagegerüst mit den verschiedenen Plattformen. Unser Bild zeigt das Anlegen des Gerüstes zum Fertigmachen der ballistischen Rakete.

Ballistische Raketen sind vielseitig anwendbar, besitzen eine große Reichweite, einen hohen Grad der Wirksamkeit und sind unter allen meteorologischen Bedingungen einsatzfähig. Ihre Flugbahn ist eine ballistische Kurve und verläuft zu einem großen Teil in den hohen Schichten der Atmosphäre. Das Triebwerk einer ballistischen Rakete arbeitet nur einen Teil der Flugstrecke. In dieser Phase (aktiver Abschnitt) ist die Rakete lenkbar. Nach Abschaltung des Triebwerkes fliegt die Rakete unter der Einwirkung der Schwerkraft (passiver Abschnitt) dem Ziel zu. Das Triebwerk ist bei Raketen strategischer bzw. operativer Bestimmung meist ein Flüssigkeitstriebwerk. – ek –

Letzte Handgriffe der „Raketschiki". Die Meldung „fertig" kann durchgegeben werden.



von der Rohrartillerie nicht erreichbar sind. Ihr Einsatz erfolgt bei den Landstreitkräften von mobilen bzw. festen Startplätzen aus. Die Seestreitkräfte können ballistische Raketen sowohl von Überwasser- als auch von Unterwasserschiffen aus starten. Ihre Wirksamkeit wird durch Kernladungen hochgradig gesteigert.
Nach bisherigen Verlautbarungen besitzen die sowjetischen Raketentruppen unter anderen ballistische Raketen, die von 13 000 km an (Erprobung vom Februar 1960) abwärts zum Einsatz gelangen können. In der üblichen Klassifizierung zählt man diese Kampfraketen zu den strategischen (Flugweite über 1000 km) bzw. zu den operativen Raketen mit einer Flugweite von 100 bis 1000 km. Unter 100 km Flugweite liegen die taktischen Raketen, die in der Regel geländegängige mobile Fahrzeuge als Startbasis haben.
Während die strategischen Kampfraketen, zu denen die interkontinentalen ballistischen Raketen gehören, jeden Punkt des Erdballs erreichen können, dienen die operativen Kampfraketen den operativen Handlungen der Streitkräfte.

18

KLEINER RUSSISCHLEHRGANG

Ein herzliches Lebewohl, Auf Wiedersehen (до свидания) und alles Gute (всего хорошего) wünscht man seinem Freund, wenn man sich trennen muß. Zum letzten Male wendet sich der Kleine Russisch-Lehrgang an seine Freunde. 18 Monate lernten wir zusammen Begriffe und Redewendungen der russischen Sprache. Den Abschluß unserer Reihe soll eine Wiederholung bilden. Allen Freunden dieser Spalte sagen wir hiermit Dank für die Aufmerksamkeit und kritischen Hinweise, wenn sich einmal der Druckfehlerteufel eingemischt hatte. Wir hoffen, daß es nicht nur lehrreich war am Lehrgang teilzunehmen, sondern auch Spaß machte.



1.	**автомат**	*awtoma't*	**Maschinenpistole**
2.	**канонир (номер)**	*kanoni'r (nomjä'r)*	**Kanonier**
3.	**наводчик**	*nawo'dtschik*	**Richtkanonier**
4.	**пост принял**	*poßt pri'njal*	**Posten übernommen**
5.	**занимать позицю**	*sanima't pasi'ziju*	**In Stellung gehen**
6.	**смирно!**	*ßmi'rna!*	**Stillgestanden!**
7.	**истребитель**	*ißtrebi'tjäl*	**Jagdflugzeug**
8.	**„к бою"!**	*„k baju!"*	**„Zum Kampf!"**
9.	**понял**	*panja'l*	**Ich habe verstanden**
10.	**разойдись!**	*rasaidi's!*	**Wegtreten!**

Wenn man's kann, ist's nicht schwer

Wie verhalte ich mich, wenn ich Munition bzw. Sprengkörper im Übungsgelände oder anderswo finde? Diese Frage kann sich mancher junge Soldat nicht beantworten. Darum merke dir:
Um Unfälle zu verhüten und Fundmunition bzw. Blindgänger leichter wiederzufinden, sind die Fundstellen zu markieren (Fähnchen, Tafel, Zaun aus Stangen). Den Fund sofort dem Vorgesetzten melden!

Wie sind Blindgänger zu erkennen?

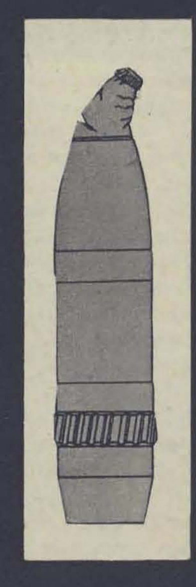
GRANATEN:

- An den Abdrücken am Führungsring der Granate;
- an Deformierungen des Zünders, wenn er nicht ins Erdreich eingedrungen ist;
- an der ovalen Vertiefung mit kleinem Erdaufwurf, die zeigt, daß eine nicht detonierte Granate ins Erdreich eindrang.

WURFGRANATEN:

- An Überresten der Treibladung am Flügelschaft;
- an den schwarzen Stellen der Gasaustrittslöcher des Flügelschaftes;
- am deformierten Zünder, wenn die Wurfgranate frei auf dem Boden liegt.

Beachte stets diese Hinweise und du vermeidest Unfälle!



Moderne
»Lanzen des stürmenden Feuers«

Von HEINZ MIELKE · Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die Anwendung des Rückstoßantriebes in der Waffentechnik ist im Grunde schon so alt wie die Erfindung der Rakete selbst. Der geschichtliche Bogen spannt sich dabei von den ersten primitiven „Lanzen des stürmenden Feuers" im alten China, über die Ansätze zur systematischen Verbesserung von Pulverraketen im mittelalterlichen Europa, bis zur modernen Waffentechnik des 20. Jahrhunderts. Die in der Gegenwart ganz allgemein gültig gewordene, immer stärkere Differenzierung in der Anwendung von Kampfladungen zur Bekämpfung des Gegners, hat nicht zuletzt in der außerordentlichen Vielseitigkeit des Rückstoßantriebs eine besondere Grundlage zur Entwicklung immer neuer Anwendungsmöglichkeiten erhalten. So findet man rückstoßgetriebene Kampfladungsträger im gesamten Bereich moderner Armeen, vom Einsatz als infanteristisches Nahkampfmittel, bis zur Bekämpfung strategischer Ziele über globale Entfernungen. Eine kurzgehaltene Klassifizierung kann daher nur nach umfassenderen Gesichtspunkten aufgebaut werden.

Zunächst sei mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß ganz allgemein eine strenge Unterscheidung zwischen Kampfladungsträgern mit Raketenantrieb und solchen mit Luftstrahltriebwerken erfolgen muß. Erstere sind allein als „Raketenwaffen" zu bezeichnen, während die zuletzt genannten besser als „unbemannte Strahlflugkörper" angesprochen werden. Wie noch erkenntlich sein wird, beschränken sich zwar die parallelen Einsatzmöglichkeiten beider Gruppen nur auf einige spezielle Aufgaben, aber gerade dabei ist es nicht unwesentlich, ob sich eine „echte" Rakete wurfkörperähnlich mit extrem hoher Fluggeschwindigkeit und in zum Teil beträchtlicher Flughöhe über der Erdoberfläche auf das Ziel zubewegt oder ob sich ein Luftstrahlflugkörper in dazu relativ geringer Flughöhe und Marschgeschwindigkeit an das Zielgebiet sozusagen „heranschleicht". Von der Seite der Abwehr ist die Situation zur Zeit so, daß unbemannte Strahlflugkörper nicht mehr so große Chancen besitzen ihr Ziel zu erreichen, während es gegen interkontinentale und globale Fernraketen beispielsweise in den USA überhaupt noch keine wirksame Abwehrmöglichkeit gibt.

Im Klassifizierungsschema der rückstoßgetriebenen Kampfladungsträger kann man vielleicht am zweckmäßigsten nach der räumlichen Lage von Start und Ziel unterscheiden. Die erste Gruppe umfaßt alle Waffen vom Typ „Boden-Boden", wobei unter „Boden" auch eine unter oder auf dem Wasser schwimmende Startbasis (Schiff) verstanden werden kann. Ihre mobilste Form haben diese Waffen in den infanteristischen Nahkampfwaffen zur unmittelbaren Bekämpfung von Truppenstellungen und gepanzerten Fahrzeugen (Panzerabwehrraketen). Als Antriebe dienen ausschließlich Feststoffraketen, da diese eine entsprechend geringe Wartungsnotwendigkeit und große Lagerungsfähigkeit aufweisen. Die gleichen Anforderungen führen auch dazu, daß die taktischen Boden-Boden-Waffen ebenfalls im wesentlichen mit Feststoffantrieben ausgerüstet sind. Auch die Raketen dieser Untergruppe sind ausnahmslos auf äußerste Mobilität ausgerüstet und werden zumeist auf gepanzerten und geländegängigen Startlafetten transportiert. Sie haben Reichweiten von einigen hundert bis zu über tausend Kilometern und können sowohl mit herkömmlichen als auch mit Kernladungssprengköpfen ausgerüstet werden.

Ihre fortgeschrittenste Form haben die Boden-Boden-Waffen in den strategischen Interkontinental- und Global-Raketen. Über letztere verfügt allerdings bisher nur die Sowjetunion als einziges Land der Erde. Kampfladungsträger dieses Typs werden, abgesehen von entsprechenden strategischen Raketen auf Atom-Unterseebooten, im wesentlichen von ortsfesten und entsprechend geschützten Startbasen aus zum Einsatz gebracht. Als Antriebe werden sowohl Flüssigkeitsraketentriebwerke als auch Feststofftriebwerke eingesetzt, wobei sich in letzter Zeit eine zunehmende Tendenz zur Anwendung von Feststofftriebwerken bemerkbar macht, weil sich auch hier wieder Fragen der Lagerungsfähigkeit und Wartung sowie Einsatzgeschwindigkeit als vordringlich erweisen. Als Kampfladungen dürften allgemein nur nukleare Sprengköpfe zum Einsatz kommen.

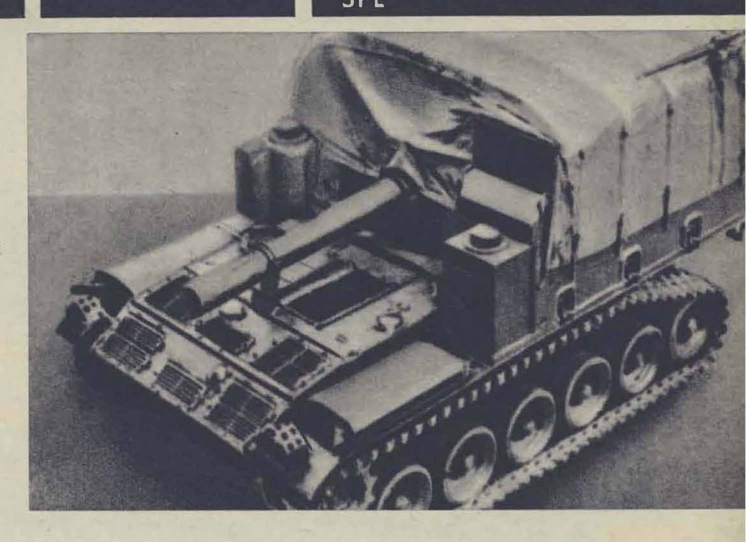
Eine gewisse Ergänzung der Gruppe der eben genannten Boden-Boden-Waffen ergibt sich in jüngster Zeit durch Weiterentwicklungen auf dem Gebiet der „Luft-Boden"-Waffen. Als mobile Startplattformen dienen hierbei Flugzeuge. Neben dem Einsatz kleinerer Waffentypen für die Bekämpfung von Bodenzielen im Sinne der infanteristischen Boden-Boden-Raketen, zeichnet sich nun in zunehmendem Maße die Tendenz ab, auch größere

(Fortsetzung auf Seite 51)

SFL M – 44 USA

Taktisch-technische Daten:

Gefechtsgewicht	24 Mp
Länge	5450 mm
Breite	3120 mm
Höhe	2970 mm
Panzerung	MG-Beschuß- und splittersicher
Steigfähigkeit	60 %
Überschreitfähigkeit	1830 mm
Kletterfähigkeit	760 mm
Watfähigkeit	1120 mm
Geschwindigkeit (max.)	60 km h (Straße)
Fahrbereich	122 km
Besatzung	5 Mann
Bewaffnung	1 Haubitze 105 mm 1 MG, 12,7 mm.



Die SFL M-44, in ihrer Art ein altmodisch wirkendes Gefechtsfahrzeug; gehört auch zur Bewaffnung der Panzer-Artillerie-Bataillone der westdeutschen Armee. Sie ist eine amerikanische Konstruktion, nicht schwimmfähig und nicht lufttransportfähig.

Bist du im Bilde?

Zum Abschluß unserer diesjährigen Reihe „Bist du im Bilde?" sollen die Liebhaber von Kettenfahrzeugen noch einmal bedacht werden; nämlich mit der Vorstellung der amerikanischen SFL M-44. Damit ist aber nicht gesagt, daß unsere Quiz-Reihe zu Ende ginge. Weit gefehlt! Ab Januar 1963 wird „Bist du im Bilde?" mit neuen Typenblättern aufwarten. Bis dahin, tschüß! Vergiß aber nicht, deine Postkarte mit der Lösung dieser Aufgabe zu schicken; wie immer an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

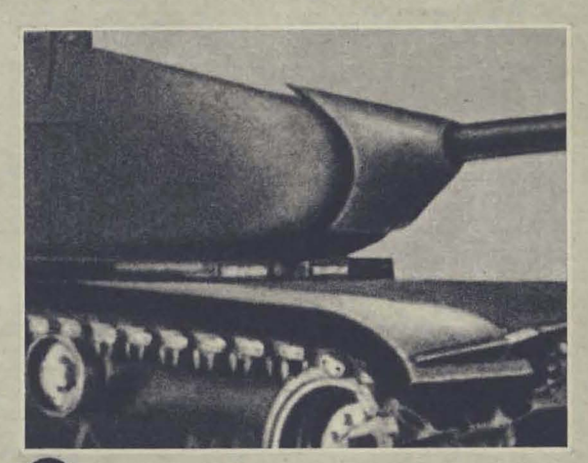
Auch diesmal werden unter den Einsendern mit richtiger Lösung durch das Los drei Gewinner ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM als Preis erhalten.
Einsendeschluß für diese Folge ist der 1. 1. 1963 (Datum des Poststempels!)

Auflösung aus AR 10/1962

Die richtige Lösung: Bild 2 und 4 zeigten das Schnellboot „Typ 55".

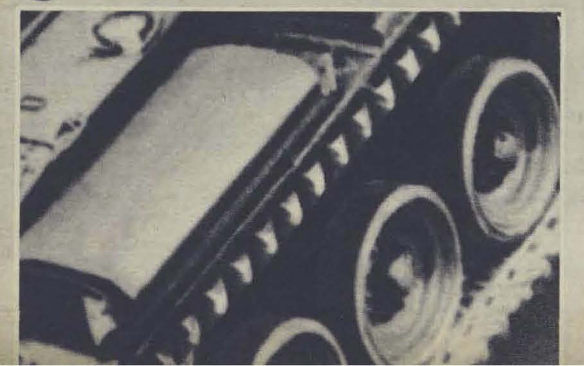
Die Preisträger sind:

Obermaat E. Schreiter aus Warnemünde 50,– DM
Offz.-Sch. G. Wegel aus Stahnsdorf 20,– DM
Horst Schönpflug aus Leipzig C 1 10,– DM

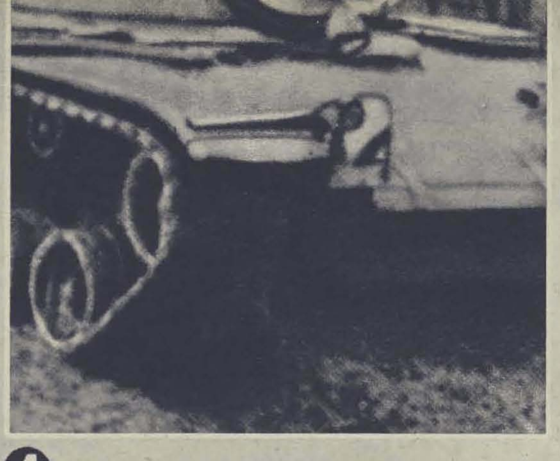








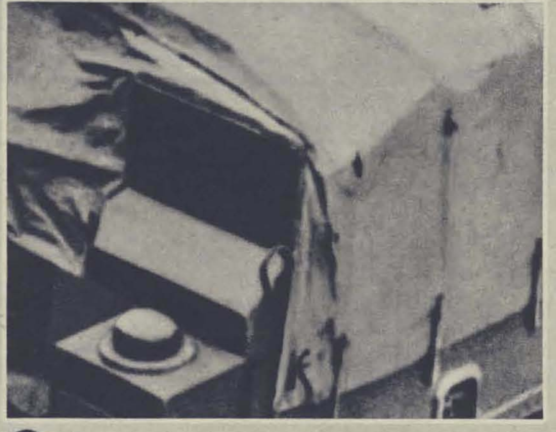


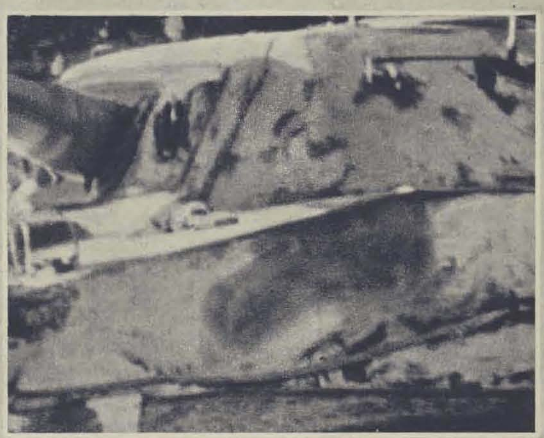












6



ARMEE-RUNDSCHAU 12/1962 | TYPENBLATT | FAHRZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

SFL 100
Sowjetunion

Taktisch-technische Daten:

Gefechtsgewicht	32 Mp
Länge	9450 mm (mit Kanone)
Breite	3000 mm
Höhe	2245 mm
Steigfähigkeit	60 %
Überschreitfähigkeit	2500 mm
Kletterfähigkeit	700 mm
Watfähigkeit	1300 mm
Geschwindigkeit	55 km/h
Fahrbereich	200–250 km
Besatzung	4 Mann
Bewaffnung	1 Kanone 100 mm



Die SFL 100, aus der Reihe der seit dem zweiten Weltkrieg bewährten sowjetischen Typen, gehört nach wie vor zu den modernen herkömmlichen Gefechtsfahrzeugen. Sie ist in verschiedenen sozialistischen Armeen als mittleres Kettenfahrzeug im Einsatz.

Moderne »Lanzen des stürmenden Feuers«

(Fortsetzung von Seite 48)

Kampfladungsträger vom Flugzeug aus für taktische und strategische Zwecke einzusetzen Diese Kampfladungsträger haben dann im Grunde den Charakter selbständiger Raketenwaffen, aber sowohl ihr Aktionsradius als vor allem auch die Vorteile eines extrem mobilen Einsatzortes werden ganz beträchtlich gesteigert. Neben reinen Raketenwaffen findet man in diesem Bereich auch zahlreiche Typen von unbemannten Strahlflugkörpern als Bewaffnung von entsprechenden Trägerflugzeugen. Die Trägerflugzeuge selbst sind außerordentlich schnell- und hochfliegende Typen, die zum Teil auch für den Zielanflug als mobile Leitzentrale eingesetzt werden können. Die eigentliche Luft-Boden-Waffe kann nach der Abtrennung vom Trägerflugzeug Entfernungen bis zu mehreren tausend Kilometern auch unter automatischer Lenkung zurücklegen. Als Sprengladung wird man hier ebenfalls vornehmlich nukleare Sprengköpfe einsetzen. Die sowjetische Luftwaffe zeigte hiervon mehrere Typen in Tuschino, und TASS-Meldungen über Manöver von Trägerflugzeugen in jüngster Zeit erhärten die Theorien.

Mit der Anwendung von Flugzeugen als Waffenträger ergab sich natürlich auch aus den Problemen der allgemeinen Luftabwehr heraus die Entwicklung von „Boden-Luft"-Raketen zur Bekämpfung fliegender Ziele. Neben den vielfältigen Typen von Raketenwaffen zur Flugzeugabwehr, deren kleinere und meist im Masseneinsatz angewandte Vertreter ausnahmslos Feststoffantrieb haben, spielen in jüngster Zeit vor allem Abwehrraketen eine überragende Rolle, die zur Bekämpfung anfliegender Interkontinental- und Global-Raketen eingesetzt werden können. Bisher verfügt ausschließlich die Sowjetunion über Abwehrraketen diesen Typs. So wie schon bei extrem hoch- und weitreichenden Flugabwehrraketen die Probleme der Führungs- und Lenksysteme eine überragende Rolle spielen, trifft dies noch in gesteigertem Maße für die Raketen-Abwehr zu. Als Antriebsmittel sind sowohl Flüssigkeits- als auch Feststofftriebwerke denkbar.

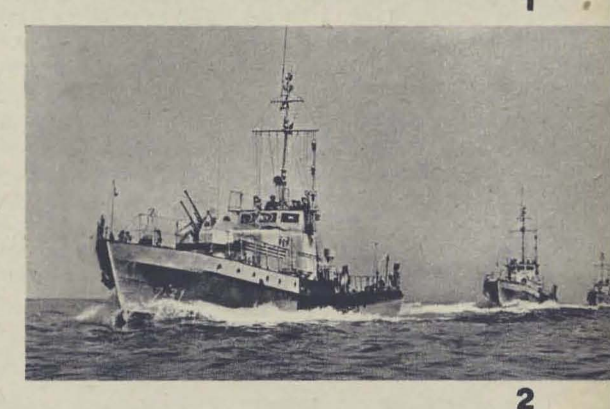
Die schematische Übersicht kann abgeschlossen werden mit dem Hinweis auf die Gruppe der „Luft-Luft"-Raketen, deren Charakteristik darin besteht, daß sie der extremen Aufgabe gewachsen sein müssen, von einer meist äußerst schnell fliegenden Startplattform aus (z. B. Abfangjäger) ein nicht weniger schnell fliegendes Ziel zu treffen. Ihre Einsatzentfernung ist meist gering, was zusammen mit der Forderung nach möglichst schnell zu erreichender hoher Fluggeschwindigkeit, den Einsatz von Feststofftriebwerken zweckmäßig werden läßt. Die Lenkung auf das Ziel erfolgt meist automatisch unter Verwendung von Radar- und Infrarot-Zielsuchköpfen in den Raketen. Die Mängel des Zielanfluges sucht man durch Annäherungszünder auszugleichen.

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 12/1962	BILD 1	BILD 2	BILD 3

Das Pferd Lyssanka und die Pferdegeschichte

Dieses Buch, in dem der sowjetische Oberleutnant Momysch-Uly die Geschichte seines Bataillons erzählt, das in den Oktobertagen 1941 an der Wolokolamsker Chaussee heldenhaft Moskau verteidigte, ist eine der interessantesten Neuerscheinungen des Deutschen Militärverlages und kann all unseren Lesern nur empfohlen werden.

Nachstehende Erzählung entnahmen wir dem Buch die „Wolokolamsker Chaussee" von Alexander Bek

Endlich kam der Tag, an dem ich das Bataillon übernehmen sollte. Doch vorher geschah noch etwas, was ich erzählen muß.
Für meine Wege in der Stadt benutzte ich ein Pferd des Divisionsstabs. Das war Lyssanka, ein schönes, hochgewachsenes Tier mit weißen Socken, weißem Fleck auf der Stirn und sehr feinfühlig in den Zügeln.
In den anderthalb Wochen, die ich im Stab verbracht hatte, war es mir gelungen, Lyssanka einiges beizubringen.
Das Bataillon lag in Talgar, fünfundzwanzig Kilometer von Alma-Ata entfernt. Ein Auto, das zufällig in diese Richtung fuhr, sollte mich mitnehmen.
Ich stand um fünf Uhr auf, als im Stab noch völlige Ruhe herrschte, und ging, sobald ich alles beisammen hatte, auf den Hof. Das Auto kam nicht. Da ging ich in den Pferdestall. Ein letztes Mal streichelte ich Lyssanka und klopfte ihr den Hals. Mit ihrem weichen Maul suchte sie meine Handfläche, denn sie war gewohnt, von mir ein Stück Brot oder Zucker zu erhalten. Da ich sie so erzogen hatte, daß sie Leckerbissen nur für Leistungen bekam, begann sie im spanischen Schritt zu tänzeln.
Ich mußte lächeln, sattelte sie und führte sie ins Freie.
Nachdem ich einige Runden in leichtem Trab über den Hof geritten war, ging ich auf Galopp über und dann, ganz in Gedanken versunken, auf spanischen Schritt.
Plötzlich hörte ich: „Genosse Momysch-Uly, sind Sie in der Militärkunst auch solch ein Meister?" Am Treppenaufgang stand der General. Verwirrt sprang ich ab.
„Machen Sie nur weiter, lassen Sie sich nicht stören", sagte Panfilow. „Ich sehe mit Vergnügen zu." Er kam näher. „Das ist's also, was Ihnen Spaß macht ... Aber können Sie dort", er wies in die Ferne, „auch so lenken?"
Ich antwortete: „Wissen Sie, Genosse General, das wurde ich schon einmal gefragt, — das heißt, nicht gefragt, sondern ..."
„Nun, wie?"
„Ja, so daß ich ein ganzes Jahr nicht darüber hinwegkam."
„Interessant, interessant. Erzählen Sie."
„Als ich noch Unterleutnant war, kam es vor, daß ich meinen Vorgesetzten gegenüber keck war, meine Unterstellten anschrie, in meiner Gruppe keine Disziplin hielt. Ich erhielt Verweise, bekam Arrest und wurde schließlich zum Regimentskommandeur gerufen, der mir einen sonderbaren Vortrag über Pferdelenken hielt. Er begann so: ‚Wissen Sie, was das ist: lenken? Das Beispiel eines Lokführers oder eines Kraftfahrers wird Sie, einen Steppenmenschen, wenig überzeugen ...' Er begann, von Pferden zu sprechen. Sein Vortrag hatte Erfolg."
„Nein, genauer. Was hat er gesagt?"
„Er sprach vom guten Reiter. Davon, daß ein Pferd bei einem guten Reiter Kerze stehen, im spanischen Schritt gehen und sogar tanzen kann ... Dann von den Mitteln des Lenkens. Da sind zuerst die Zügel, die Trense oder die Kandare, mit einer Bewegung des kleinen Fingers muß man lenken."
„So, so ... Interessant!"
„Er sagte, ein guter Reiter bewege nie den ganzen Arm, nicht einmal das Handgelenk. — Ein Pferd zerren, das machen nur Schweinehirten. Nun, und so weiter, so in dieser Art."
„Nein, nein! Fahren Sie fort. Was hat er noch gesagt?"
„Er sprach von anderen Mitteln des Lenkens ... Die für das Auge kaum bemerkbare Veränderung des Reiters im Sitzen, sein Anpassen an das Pferd, das ist auch Lenken. Und die Beine des Reiters? Es gibt allein zwanzig Arten von Sporenlenkung, direkten Stich, Stich an der Tangente und anderes. Ein guter Reiter jedoch wendet die Sporen selten an. Ihm genügt es, das Pferd mit den Fesseln zu berühren, und das Pferd versteht es. Doch wie erreicht man das?"
„Ja, eben ... Wie erreicht man das?"
Panfilows Interesse steckte mich an. Ich sprach lebhafter. „Wie man erreicht, daß das Pferd augenblicklich jeden Wunsch seines Reiters erfüllt? ‚Das Wichtigste ist Hartnäckigkeit. Wenn's nicht klappt, bestrafe, und laß niemals etwas durchgehen.

Wenn's gut klappt, belohne! Mach das alles nicht hundert- sondern tausendmal!' Der Regimentskommandeur war dabei sehr ruhig geblieben. ‚Sie können gehen.'"
„Und Sie?"
„Zuerst verstand ich den Zweck seiner Rede nicht. Ich machte kehrt und ging. Aber auf der Schwelle durchzuckte mich plötzlich der Gedanke: Was, der Mensch ist für ihn ein Pferd? Ich bin für ihn ein Pferd? Ich wollte umkehren und ihm zurufen: Ich bin kein Pferd für Sie!"
Panfilow lachte. Ich hatte ihn noch nie so fröhlich gesehen. Er zog sein Taschentuch hervor, wischte über seine Augen und sagte: „Nicht dumm, gar nicht dumm. Also nur Schweinehirten zerren das Pferd." Lachend streichelte er Lyssanka und fragte: „Gefällt Ihnen dieses Pferd, Genosse Momysch-Uly?"
„Ja, sehr, Genosse General."
„Nehmen Sie es mit. Als Geschenk."
Ohne auf das Auto zu warten, ritt ich zu meinem Bataillon.
In der Siedlung suchte ich das Gebäude des Landwirtschaftlichen Instituts, in dem das Bataillon untergebracht war. Ich machte mich mit dem Chef des Bataillonsstabs bekannt, einem sehr lebhaften, mageren Kasachen namens Rachimow, bis dahin Agronom und noch in Zivil.
Ich ging mit ihm durch sämtliche Räume. Überall war es voll. Ich allein trug eine Uniform. Leute gingen durch die Korridore: in einem Zimmer wurde gesungen: aus den Fenstern sprach man mit Frauen auf der Straße. Niemand meldete.
Auf dem Fußboden lagen Zigarettenstummel. Ich seufzte und befahl dem Stabschef, das Bataillon antreten zu lassen.
Es dauerte lange. Ich stand abseits und betrachtete das ungeschickte Treiben. Stellen Sie sich dieses Bataillon vor: Viele waren in farbigen Turnhemden, die Älteren in Anzügen, manche in Turnschuhen, einige mit Mützen, andere ohne.
Ich grüßte. Man antwortete irgendwie.
Nachdem ich mich vorgestellt hatte, teilte ich mit, daß ich zum Bataillonskommandeur ernannt worden sei. Danach sagte ich: „Noch tragen Sie Zivil, doch die Heimat hat Sie in eine Reihe gestellt. Manche von Ihnen tragen gute Anzüge, andere einfachere. Gestern waren Sie noch Menschen verschiedener Berufe, verschiedener Lebenshaltung, unter Ihnen waren einfache Kolchosbauern und Direktoren. Von heute ab sind Sie Soldaten der Roten Arbeiter-und-Bauern-Armee. Ich bin Ihr Kommandeur. Meine Befehle haben Sie auszuführen."
Ich sprach absichtlich sehr schroff. „Jeder von Ihnen wird das tun, was ich befehle. Gestern noch konnten Sie mit Ihrem Vorgesetzten diskutieren, ob diese oder jene seiner Anordnungen richtig war. Ab heute ist das anders. Ab heute gilt für Sie alle die Dienstvorschrift: Über Befehle wird nicht diskutiert. Das verlangt die Heimat von Ihnen."
Einige sahen mich betroffen an: Ihre ganze Vorstellung von Demokratie war zerstört.
„Die Soldatenordnung ist hart, doch das hält die Armee zusammen. Wollen Sie den Feind abwehren, der unser Land überfiel, um uns zu versklaven,



Illustration: Paul Klimpke

dann müssen Sie begreifen: Disziplin und strikte Ausführung der Befehle sind notwendig für den Sieg."
Danach sprach ich kurz über Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Ehre.
Ehrlich sind alle, die ein Gewissen ihr eigen nennen. „Da mag einer Kenntnisse und Talente haben", sagte ich, „er mag geschickt und vielseitig sein, wenn er aber kein Gewissen hat, so soll er von mir keine Schonung erwarten."
Zuletzt erklärte ich den Begriff Ehre. Es gibt zwei kasachische Sprichwörter. Das eine lautet: Der Hase stirbt beim Geraschel im Schilf, der Held stirbt der Ehre wegen. Das andere ist ganz kurz: Ehre ist stärker als der Tod.
Als ich geendet hatte, ertönte eine beherzte Stimme: „Genosse Bataillonskommandeur, erlauben Sie zu sagen . . ."
Aus der Reihe trat ein riesiger Bursche mit beneidenswert roten Backen einen halben Schritt vor. Er trug ein leichtes schwarzes Hemd.
„Nein, ich erlaube nicht", erwiderte ich. „Hier ist kein Meeting. Kompaniechefs, Kompanien abrücken lassen!"

Das war meine erste Rede vor dem Bataillon.
Ich ging über den Korridor in das für mich bestimmte Zimmer.
„Genosse Bataillonskommandeur! Erlauben Sie jetzt?“ Vor mir stand er – derselbe Bursche, der mich als erster mit Bataillonskommandeur angeredet hatte. Seine Haare waren am Hinterkopf kurz geschnitten, doch aus der Mütze schob sich eine krause Locke auf die Stirn.
„Name?“ fragte ich.
„Soldat Kurbatow.“ Er stand stramm.
„Gedient?“
„Nein, Genosse Bataillonskommandeur. Ich gehörte zur bewaffneten Eisenbahnwache.“
„So. Genosse Kurbatow, bevor Sie sich an den Bataillonskommandeur wenden, müssen Sie Ihren Kompaniechef um Erlaubnis fragen.“
„Er ist nicht so genau, Genosse Bataillonskommandeur. Ich wollte wegen der Bewachung ... Die hintere Tür, Genosse Bataillonskommandeur, wird nicht bewacht. Die Zauntür auch nicht. Und wenn nun, Genosse Bataillonskommandeur ...“
Großartig! dachte ich. Mir gefiel sein Eifer, seine Hartnäckigkeit, sein offener Blick, seine geraden Schultern. Doch ich befahl: „Kehrt marsch!“
Kurbatow fuhr hoch. Sein Blick wurde durchdringend, böse. Ich verstand ihn, blickte ihn aber ebenso durchdringend an. Einen Augenblick zögerte er, dann machte er kehrt wie ein Soldat und ging den Korridor entlang. Sogar sein rot gewordener Hals schien gekränkt.
Ich sagte zu dem in der Nähe stehenden Rachimow: „Genosse Stabschef, den Soldaten Kurbatow ernennen Sie zum Gruppenführer.“
Jemand berührte mich am Rücken. Als ich mich umdrehte, gewahrte ich eine unsicher zurückgezogene Hand.
„Ich hab' mich an meinen Kompaniechef gewandt. Der sagte, ich sollte zu Ihnen, Genosse Bataillonskommandeur ...“
Ich sah einen Mann mit Brille. Er trug ein Jackett. Die Krawatte war verrutscht. Er sprach in freundlichem Ton und wußte nicht, wo er die Hände lassen sollte. Er hatte schmale Handgelenke und ein längliches Gesicht, das so blaß war, als lebten wir nicht im Juli. Das war meine erste Begegnung mit Murin.
„Ich bin nicht frontdiensttauglich, Genosse Bataillonskommandeur, ich habe mich freiwillig ins Bataillon gemeldet“, erklärte er stolz. „Ich habe erklärt, daß mit der Brille eine vollkommene Korrektur bei mir erreicht ist. Sehen Sie, da an der Decke, Genosse Bataillonskommandeur, da ist eine Fliege! Ich sehe sie ganz deutlich.“
„Gut, Genosse. Und was weiter?“
„Im Bataillon wurde ich auch als nichttauglich für den Frontdienst registriert. Man hat mir Pferd und Wagen gegeben. Ich habe aber keine Ahnung, wie man mit Pferden umgeht. Und nicht dazu habe ich mich gemeldet. Genosse Bataillonskommandeur, ich möchte ans Maschinengewehr, Genosse Bataillonskommandeur!“
„Einverstanden, Genosse Murin. Ich werde Sie den Maschinengewehrschützen zuweisen lassen. Sie können jetzt gehen.“
Doch er war scheinbar nicht sicher, daß die Sache damit erledigt war. „Ich habe Ihre Rede gehört, Genosse Bataillonskommandeur. Das war richtig so. Jeder Ihrer Befehle, Genosse Bataillonskommandeur, wird für mich Gesetz sein.“
„Gehen Sie jetzt“, wiederholte ich.
Er blickte mich erstaunt an und fuhr unbeirrt fort: „Ich bin Musiker, Genosse Bataillonskommandeur, Aspirant der Hochschule. Doch jetzt, Genosse Bataillonskommandeur, jetzt müssen alle schießen!“
Er fuchtelte mit den Händen herum.
Ich sagte scharf: „Wie stehen Sie da? Halten Sie die Hände ruhig!“
Verdutzt streckte sich Murin.
„Zweimal habe ich Ihnen befohlen, gehen Sie! Und Sie? Sie glauben, Sie hätten sich zu wer weiß was, zum Allerschwersten – zum Schießen gemeldet. Nein, Genosse Murin, das Allerschwerste in der Armee – das ist Gehorchen!“
Murin öffnete den Mund, doch ehe er etwas entgegnen konnte, fuhr ich fort: „Sie werden oft das Gefühl haben, daß der Kommandeur ein Rechthaber ist. Sie möchten diskutieren, doch man wird Ihnen zurufen: ‚Schweigen Sie!‘ Das kann ich Ihnen versprechen. Gehen Sie.“
Murin entfernte sich.
An diesem Tag lernte ich meine Kompanie- und Gruppenführer kennen, stellte einen Dienstplan auf, beschäftigte mich mit den Wachen, mit der Ausbildung, mit der Wirtschaftsführung, und erst spät abends war ich allein.
Ihnen wird es vielleicht sonderbar erscheinen, daß ich mich in jener Nacht, als ich an den Krieg dachte, an die Front, wohin ich mit meinem Bataillon bald abmarschieren würde, als ich an Leben und Tod, an das Gewaltigste, das Wichtigste dachte, womit man sich auch in Gedanken nicht häufig beschäftigt, an die „Pferdegeschichte“ erinnerte. General Panfilow hatte gelacht, als er sie hörte, ich hatte mit ihm gelacht, doch ...
Ich erinnerte mich, wie man aus mir, einem ungehemmten Kasachen, einem Steppenpferd, das keine Zügel erträgt, einen Soldaten gemacht hatte. Schwer, unerträglich schwer ertrug ich die ersten Monate in der Armee. Mir schien es erniedrigend, zum Vorgesetzten zu laufen, vor ihm strammzustehen, das gebieterische und kurze „Ohne Widerrede! Marsch!“ zu hören. Alles in mir war aufgebracht: Warum ohne Widerrede? Was bin ich für ihn, ein Sklave? Bin ich etwa nicht ein ebensolcher Mensch wie er?
Ich behielt diese Gedanken nicht für mich. Ich wurde rot und blaß, wurde dreist und wollte mich nicht unterkriegen lassen.
Wissen Sie, was man schließlich mit mir machte? Man schickte mich auf eine Offiziersschule; ich wurde Offizier der Roten Armee.
Nach und nach begriff ich die Notwendigkeit des widerspruchslosen Gehorsams in bezug auf den Willen des Kommandeurs.
Darauf basiert die Armee. Ohne diese Disziplin werden Menschen, auch solche, die ihre Heimat leidenschaftlich lieben, in der Schlacht nicht siegen.

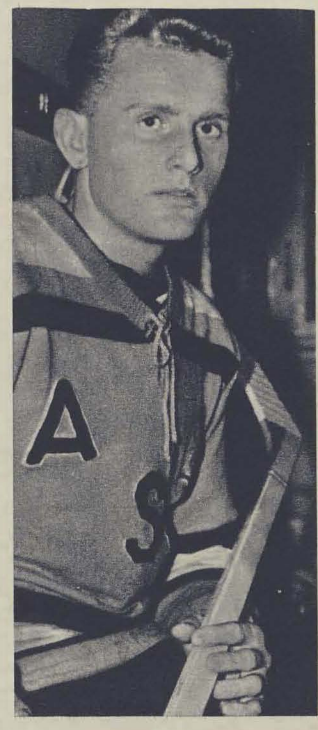
(Geringfügig gekürzt)



EMIL KIRMSSE etwas vorflunkern zu wollen, dürfte den Radsportlern des ASK Vorwärts Leipzig wahrlich schwerfallen. Denn ihr 48jähriger Cheftrainer blickt auf eine jahrelange Radsporterfahrung und zahlreiche eigene Wettkämpfe zurück. 1934 jagte er erstmals hinter Motoren über die Piste. 1948, und das war ohne Zweifel sein größter Erfolg, errang er mit seinem Schrittmacher Fritz Erdenberger den Titel eines Ostzonenmeisters. Zwölf Monate danach fügte er diesem Triumph noch einen Ehrenplatz hinzu. Der gelernte Elektriker versuchte sich auch im Sprint — und das mit Bravour. Im gleichen Jahr, da er als Stehermeister gekürt wurde, belegte er zudem noch einen zweiten Platz bei den Bestenermittlungen der Flieger. Als Genosse Kirmße 1951 dem Bahnradsport Valet sagte, hätte er auf etwa 140 Siegerschleifen blicken können. Hätte ... — der Krieg aber vernichtete einen großen Teil seiner Pokale, Schleifen und Urkunden. Der Rest verschwand bei — einem Kostümfest. Das fünfjährige Töchterlein hatte den großartigen Einfall, mit Vatis bunten Siegerschleifen beim Kinderfest zu brillieren. Die lieben Freundinnen und Freunde waren darob hell begeistert und ließen sich von der „kleinen Kirmße" eine Schleife nach der anderen schenken ... — Mit neun jungen radsportfreudigen Genossen begann Emil Kirmße im Mai 1957 beim ASK Vorwärts Leipzig eine Mannschaft aufzubauen. Fast 30 Fahrer sind es heute, und unter ihnen befinden sich Genossen, deren Namen einen guten Klang haben: Hoffmann, Giese, Klunker, Stamm, Kellermann, Höhne. Die vergangenen fünf Jahre wurden von Trainer Kirmße gut genutzt. Die Auszeichnung als Verdienter Meister des Sports erhielt er für die viermalige vorbildliche Vorbereitung der DDR-Dauerfahrer auf Weltmeisterschaften. Es waren die schönsten Augenblicke seines Lebens, als „Lotte" Meister und „Schorschel" Stoltze sich mit den regenbogenfarbenen Trikots der Weltmeister schmücken konnten.

Dürfen wir vorstellen...

UNTEROFFIZIER DIETER KRATZSCH machte als achtjähriger Steppke seine erste Bekanntschaft mit Schlittschuh, Eishockeyschläger und Puck. Es war auf dem Frankenhausener „Hofteich". Sie kennen dieses „berühmte" Gewässer nicht? Lassen Sie es sich von dem rechten Stürmer des ASK Vorwärts Crimmitschau beschreiben: „In Frankenhausen lernt jeder Junge auf diesem ehemaligen Schloßteich das Schlittschuhlaufen. Im Winter wird der Sportunterricht der Schule auf das Eis verlegt. Dem ‚Hofteich' verdanken sowohl solche bekannten Trainer wie Schmieder, Unterdörfel und Jonack ihre ersten Erfolge wie auch viele bekannte Eishockeyspieler unserer Republik." So war es auch bei dem heute 23jährigen Dieter Kratzsch. Knapp zehn Lenze zählend, wurde Dieter mit der Schulmannschaft schon DDR-Pioniermeister; mit 14 Jahren gehörte er der Mannschaft des deutschen Jugendmeisters an, und zwei Winter danach berief ihn der Eishockeyverband in die Juniorenauswahl. Mit 18 Jahren trug sich der junge Tischler in die Mitgliedskartei des SC Wismut Karl-Marx-Stadt ein, seit 1959 zählt er zu den besten Stürmern unserer Nationalmannschaft. 26 Länderspiele hat er bereits auf seinem Konto. Das wohl größte Erlebnis war für ihn der vielumjubelte, einer Sensation gleichkommende 6:5 Sieg über die USA-Profis in der Schweiz. „Das war die Voraussetzung für unseren guten fünften Platz in der Gesamtwertung dieser Weltmeisterschaft", erinnert er sich. „Wir waren damals ‚kleine Lichter' und spielten unbeschwert auf. Natürlich vergesse ich nie, daß ich damals das erste deutsche Tor schoß." Als die westdeutschen Spieler von Bonn am sportlichen Wettstreit gegen unsere Nationalauswahl gehindert wurden, war es auch für den Genossen Kratzsch eine Selbstverständlichkeit, offen für „Sauberkeit und Anständigkeit im Sport" zu appellieren und die sportfeindliche Politik der Bonner Ultras zu brandmarken.





„Afrika tanzt, denn Afrika ist frei", heißt das Finale jener einzigartigen Darbietungen des guinesischen nationalen Ensembles „Ballett Afrikana". Nicht nur Tausende Berliner, auch Soldaten der Nationalen Volksarmee – von den Künstlern im vergangenen Monat besucht – erlebten Tänze von unübertrefflicher Vitalität und exotischer Schönheit.

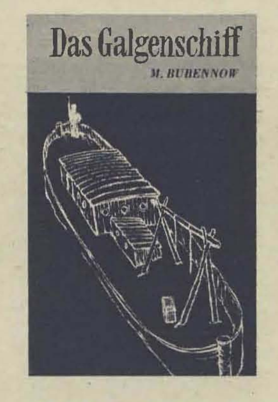
Aus der Bücherkiste

Eberhard Reichardt und Eberhard Herzog: Rotes Lachen, Episoden aus der Geschichte der Arbeiterbewegung von 1907 bis 1945. 234 S., 4,80 DM, Verlag Neues Leben.



Beißender Spott, scharfe Satire, Ironie, List und schmerzhaftes Lachen – auch mit solchen Waffen kämpfte die revolutionäre Arbeiterklasse gegen die schwarz-braune Reaktion in Deutschland und versetzte ihr, die oftmals in der Übermacht war, empfindliche Hiebe.
Die durch die Rundfunksendung „Das rote Lachen“ bekannt gewordenen Erlebnisberichte von Arbeiterveteranen wurden überarbeitet und in diesem Band erstmals veröffentlicht.
Es ist ein Buch, das vor der Jugend Zeugnis von der Unerschrockenheit und dem Kampfesmut des klassenbewußten Proletariats ablegt, ein Buch, das zum Lachen und zum Nachdenken anregt.

M. Bubennow: Das Galgenschiff, Roman, 196 S., 3,80 DM. DMV.



Als Mischka Mamai an Deck des Galgenschiffes stand und zusah, wie Leutnant Bologow die Schlinge knüpfte, um ihn daran aufzuhängen, und den Strick an sich selber ausprobierte, erwachten die wilden Kräfte in ihm, die ihn immer zu tollkühnen Taten hinrissen. Ein Sprung, ein Stoß gegen den Schemel, und statt seiner baumelte der bestialische Offizier am Galgen, während Mischka mit kräftigen Stößen das Wasser der Kama zerteilte. Ihm gelang die Flucht, doch auf dem Todeskahn blieben Natascha, seine Geliebte, und viele aufrechte Menschen zurück ...

Peter Brock: Küßchen und der General, Erzählung, 176 S., 4,80 DM, Kinderbuchverlag.

Durch den Schüler Küßchen – Theo Kuß, – dreizehn Jahre alt, neu in der Schule, eifriger Bastler, ein pfiffiger Junge und guter Pionier, entsteht in der Klasse ein großes Tohuwabohu. Soll der General, bis dahin unbestrittener Anführer, etwa abgesetzt werden? Und der Leutnant, zeigt er die Kinder an oder hilft er ihnen? Eine Erzählung, die eine enge Verbindung zwischen unseren Jungen Pionieren und der Nationalen Volksarmee schafft.



G. Berjosko: Absprung am Morgen

Das Regiment stand zur Begrüßung des Kommandierenden bereit. Neu eingekleidet, gut bewaffnet, tadellos ausgerichtet, harrten sie des Kommenden ... Generaloberst Merkulow führt die Inspektion durch. Das Exerzieren klappt wie am Schnürchen, auch der Vorbeimarsch. Der General ist zufrieden. Nun soll ihm Hauptfeldwebel Jelistratow die Unterkunft zeigen, die Stuben der besten Kompanie. Merkulow erwartet viel. Doch als sie eine Stube betreten, erschlägt es alle: Auf einem Bett liegt Soldat Woronkow, verdreckt, in voller Uniform, die Stiefel an, und schläft. Liegt während einer Inspektion im Bett und schnarcht! Der Schock ist nicht zu ermessen. Woronkow wird gar nicht richtig munter, da marschiert er schon in Arrest. Teufel auch, wer möchte am hellichten Tag von einem General aus dem Bett geholt werden?

Diese gar nicht lustige Episode zeigt gleich die Breite des Buches. Es geht nicht allein um den Soldaten Andrej Woronkow, einen undisziplinierten Besserwisser, der nichts und nicht einmal sich selbst ernst nimmt, es geht nur im geringsten um Generaloberst Merkulow, einen verdienstvollen, tapferen Soldaten mit Auszeichnungen aus dem zweiten Weltkrieg, der nachweist, daß manche Offiziere der Division und ihr Kommandeur, Generalmajor Parussow, Held der Sowjetunion, die Menschen nicht schonen, aber sich; daß sie nicht um die Soldaten Angst haben, aber um sich. Und General Parussow muß bitter erfahren, daß man ihn in der Division als Kommandeur fürchtet, aber nicht schätzt.

Im Mittelpunkt des Romans steht die Inspektion, und diese Inspektion entscheidet über Erfolg und Mißerfolg der Division. Alle sind mit heißem Herzen und banger Erwartung dabei. Die Kommandeure, die Stabs- und Truppenoffiziere, die Unteroffiziere und Soldaten. Den Nachweis gilt es zu erbringen für geleistete Arbeit, und da entscheidet nicht das Wollen, sondern das Können.

Parussow macht so leicht keiner etwas vor. Im Großen Vaterländischen Krieg hat er sich bewährt, die Akademie als einer der Besten absolviert. Was gemacht wird, bestimmt er, und den möchte er sehen, der ihm dreinredet. Er hat sich mit seinen Offizieren wahrlich abgerackert die letzten Tage, hat gearbeitet wie immer. Wie immer? Freilich gab es Einwände, es knarrte hier, es knurrte da. Aber Parussow ist nicht der Mann, der etwas durchgehen läßt. Recht hat, wer die Verantwortung trägt. Und die Verantwortung trägt er für alle und alles. Und übrigens: Der Krieg! Die Akademie! Na bitte – es war immer so.

Doch wenn es immer so war, es kann nicht mehr so sein. Das wissen Oberst Lessun und andere, danach arbeitet Hauptmann Borstsch schon. Doch General Parussow verharrt beim Hergebrachten.

Aus der Bücherkiste

Die Übung stellt härteste Anforderungen an die Soldaten, das Wetter läßt Parussow fast verzweifeln. Er möchte abblasen, die Verantwortung ist ihm zu groß, das Vertrauen in die Genossen zu gering. Merkulow hätte gegen eine Verschiebung auch nichts einzuwenden, falls auch im Krieg die Kampfhandlungen nur bei schönem Wetter stattfänden. So wird die Übung zu Ende geführt, und sie wird zu einem großen Erfolg, auch wenn der Divisionskommandeur an seiner Selbstzufriedenheit und seinem Starrsinn zerbricht. Die Soldaten sind sich ihrer Stärke bewußt, und sie erkennen ihre Aufgabe, für den Schutz des Landes einzustehen. Andrej Woronkow ist sehr nachdenklich geworden und geheilt, und der Fallschirmspringer Agejew, der bisher jeden Absprung verweigerte, überwindet sich selbst.



Deutscher Militärverlag, 382 S., 7,80 DM, Ganzleinen.

Die hohen Anforderungen haben sie gestärkt, und das Vertrauen, das Merkulow ihnen schenkte, als er sie mit komplizierten Aufgaben betraute, haben sie gerechtfertigt. So liegt uns ein für Vorgesetzte und Unterstellte gleichermaßen außergewöhnlich nützliches Buch vor. Hier haben wir eine sozialistische Armee in einer völlig neuen Sicht. Es geht im wesentlichen nicht um die Einhaltung oder das Verletzen bestimmter Regeln und Anordnungen, wie das in unserer Literatur noch häufig der Fall ist. Das äußerliche wird nur gestreift, dem Autor geht es um das Verhältnis der Vorgesetzten untereinander, um das Vertrauen, um die Verantwortung. Hier haben wir die Erziehung der Erzieher. Auch Lehrende müssen immer und immer Lernende sein. Große Taten werden vollbracht, und Fehler werden gemacht. Das eine ist Ansporn, das andere deprimiert die Leser nicht, denn der Weg, der zu gehen ist, wird deutlich.

Und wenn am Ende der Übung die Soldaten beim Stellungsbau noch Gegenstände vom Kriegsgeschehen finden, wenn diese Erinnerungsstücke vom heldenhaften Sterben sowjetischer Menschen künden, so wird der große Kreis geschlossen. Im Geist der Kämpfer von damals, mit den Führungsmethoden, die die Gegenwart erfordert, werden sie in der Zukunft für ihr Land und für die Menschheit über den Frieden wachen.



Werner Eggerath: Der Kosakengeneral, bunte Geschichten, 371 S., 6,00 DM, Dietz-Verlag

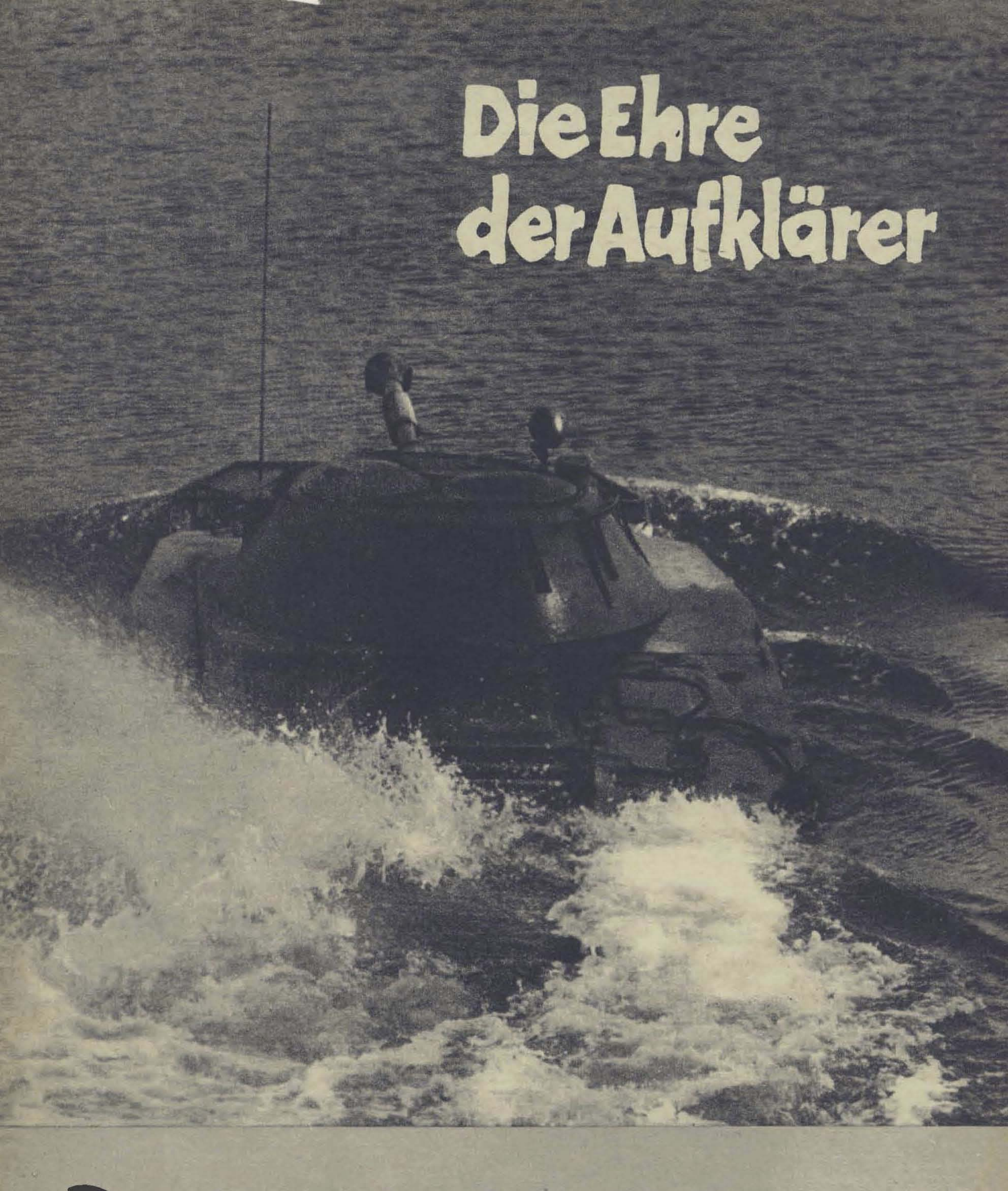
Von ungewöhnlichen Ereignissen, ungewöhnlichen Situationen und Menschen erzählen diese bunten Geschichten, die sich dennoch, ohne große Worte, behaglich plaudernd, von Humor und guter Laune übersprühend, zu einem Bild der großen Kampfzeit der deutschen Arbeiterklasse gegen Reaktion und Faschismus zusammenfügen. Ob Werner Eggerath seinen ersten Besuch in der jungen Sowjetunion und seine Erlebnisse als Gast einer Kosakendivision schildert, ob er im Spiegel einer deutschen Kleinstadt an der holländischen Grenze ein Zeitbild der Weimarer Republik einfängt, ob er die Jungen und Mädchen einer Agitprop-Truppe vor uns auftreten läßt oder vom schweren Kampf der politischen Häftlinge im Zuchthaus Münster während der Hitlerzeit berichtet, immer verbinden seine Geschichten das Fesselnde und Amüsante mit Parteilichkeit und Kampfgeist, geben sie Unterhaltung, Optimismus, Freude und zugleich im Bilde der Vergangenheit das prachtvolle Gefühl von der Überlegenheit des Sozialismus, vom sicheren Weg in die Zukunft.



Lothar Weise: Das Geheimnis des Transpluto. Wissenschaftlich-phantastischer Roman, 285 S., 6,80 DM. Verlag Neues Leben.

Zwei riesengroße Meteoriten nähern sich der Erde, gefolgt von metallisch glänzenden Kugeln – eine hell leuchtende Gaswolke dringt in die Erdatmosphäre ein. Waren es Boten einer bewohnten Welt?
Von Tursk am Aralsker See startet eine mächtige Photonenrakete zum Transpluto. Wenige Stunden vor dem Abflug verschwindet auf geheimnisvolle Weise Pjotr Roi, Hochfrequenzspezialist der Expedition. An seine Stelle tritt Juan Padero. Nur Kerstin Roth weiß, in wessen Auftrag das geschieht – aber sie schweigt. Der geheimnisvolle, unerforschte Planet birgt sensationelle Überraschungen. Eine künstliche Sonne umkreist ihn! Das erste Landungsfahrzeug des Raumschiffes wird von unbekannten Kräften in eine graue Schlammzone gedrückt. Die Verbindung reißt ab. Über einer violetten Pflanzenzone wird das mächtige Raumschiff zur Landung gezwungen.
In einer erregenden, konfliktreichen Handlung gestaltet der Autor die Abenteuer der Transplutoexpedition, die in kriegerische Auseinandersetzungen der Transplutojaner mit der dort grausam herrschenden Oberschicht gerät.

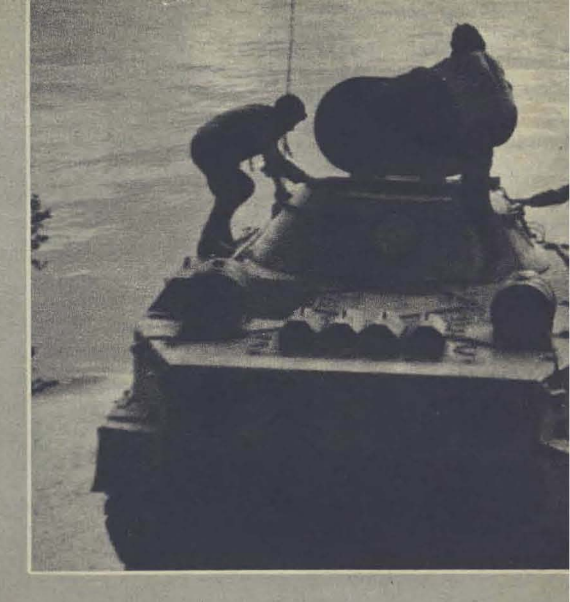
Die Ehre der Aufklärer



Das Schild am Weg läßt aufmerken: „Achtung! Militärisches Übungsgelände!" Dichter Wald, ein steil abfallender Hang, eine große bleigrau schimmernde Wasserfläche – wer würde an diesem stillen, abgelegenen See einen Schießplatz vermuten? An seinem Ufer haben Aufklärer ein Feldlager eingerichtet. Hier erwartet sie eine schwierige Aufgabe: Das Schießen aus den Gefechtsfahrzeugen während der Wasserfahrt.

Am See sind drei Panzersoldaten hinter ihrem Schwimmpanzer angetreten. Der Panzer ist aufmunitioniert, das Funkgerät abgestimmt, die Aggregate sind überprüft. Der Kommandant meldet dem Leitenden des Schießens die Gefechtsbereitschaft. Oberfeldwebel Schuck weiß, alle

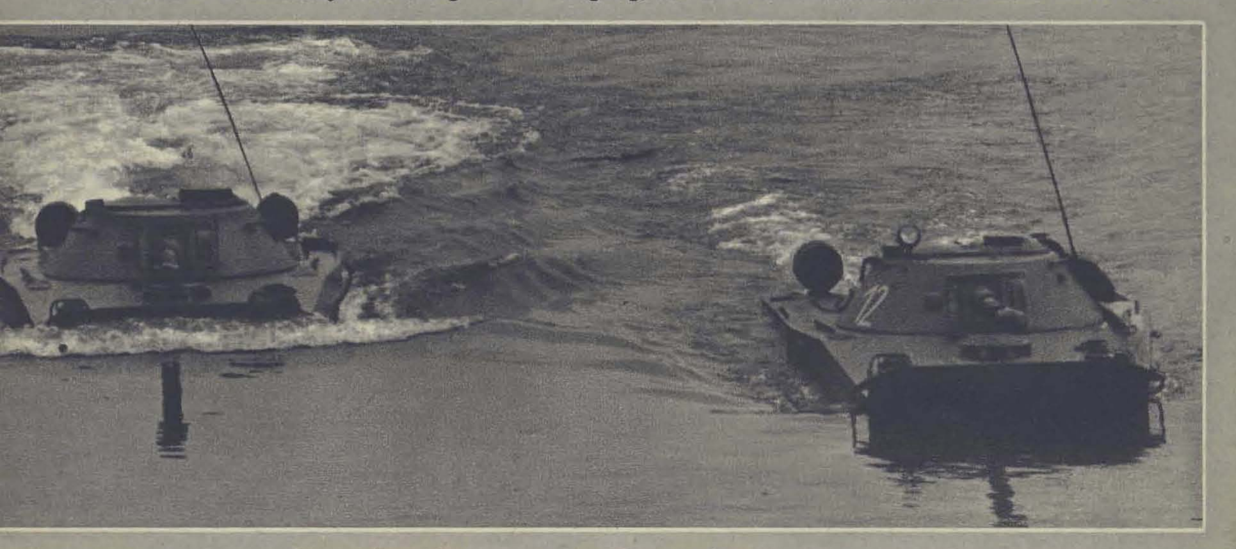
„Zum Gefecht!" Mit zwei, drei Sprüngen sind die Panzersoldaten auf dem Fahrzeug, schwingen sich in den Turm und Fahrerraum und verschließen die Luken.

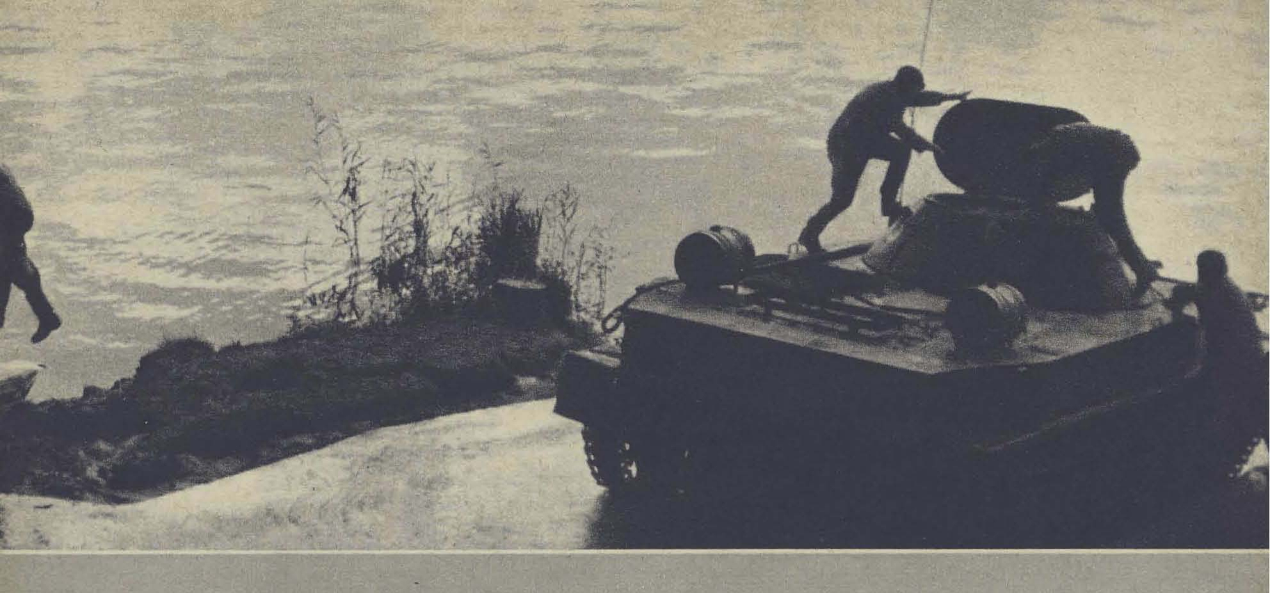


Die Ehre der Aufklärer

Augen sind nun auf seine Besatzung gerichtet. Auf der Uferböschung stehen Kontrolloffiziere, der Kompaniechef, etwas abseits, auf den rohgezimmerten Bänken eines Raucherplatzes, sitzen die Genossen seines Zuges. Vor wenigen Minuten war er selbst noch kritischer Beobachter, als Leutnant Schön, der Zugführer, und Oberfeldwebel Seifert die Ziele bekämpften. Er freute sich mit ihnen über das hervorragende Ergebnis. Jetzt liegt es in seiner Hand, ob der ganze Zug diese Schießübung am Ende des Ausbildungsjahres mit „sehr gut" abschließt. Oberfeldwebel Schuck ist „von Hause aus" Panzerfahrer, erst seit kurzem Kommandant. Wird er mit der gleichen traumwandlerischen Sicherheit zu zielen und zu treffen verstehen, mit der er als Meisterfahrer den Schwimmpanzer lenkte? Seine Genossen erwarten es von ihm. Wie wäre es um einen Aufklärer bestellt, dessen erster Schuß bei einem plötzlichen Zusammentreffen mit dem Gegner danebengeht?
Da kommt auch schon das Kommando „Zum Gefecht!" Mit zwei, drei Sprüngen ist die Besatzung auf dem Panzer, schwingt sich in die Luken und verschließt sie. Der Motor dröhnt auf. Vorwärts! Platschend taucht der stählerne Koloß in die Fluten. Aus den Austrittsöffnungen des Wasserstrahlantriebs schießen lange Fontänen. Mit dem Wellenbrecher das Wasser pflü-

In schneller Fahrt nähern sich die Schwimmpanzer der Feuerlinie. Die Geschwindigkeit wird verringert. Die Fahrer vermeiden jede unnötige Lenkbewegung, um dem Kommandanten das Zielen zu erleichtern.





gend, bewegt sich der Schwimmpanzer schnell und schnurgerade zur Feuerlinie, die durch rote Bojen markiert ist. Sein Motorengeräusch verebbt zu einem dumpfen, gleichmäßigen Brummen. Tief geduckt wie eine Riesenechse, gleitet er vorwärts. Die Männer auf der Böschung blicken angestrengt zum gegenüberliegenden Ufer. Dort, 800 Meter von der Feuerlinie entfernt, steht das erste Ziel. Unmerklich fast dreht sich der Turm des Panzers in diese Richtung. Hat Oberfeldwebel Schuck die Scheibe bereits im Stachel seines Zielfernrohrs? Plötzlich zuckt ein feuerroter Punkt zum jenseitigen Ufer. Donnernd rollt das Echo des Abschusses über den See. „Treffer!" jubelt es auf den Bänken des Raucherplatzes. Das zweite Ziel taucht auf. 80 Sekunden verbleiben dem Kommandanten, es mit dem Panzer-MG zu bekämpfen. Die Genossen rechnen leise mit: Neue Entfernung einstellen, neu anrichten . . . jetzt! Aus dem Panzer hämmert ein kurzer Feuerstoß. Die Scheibe fällt. Getroffen!
Der Panzer ist zum diesseitigen Ufer zurückgekehrt, die Besatzung am Heck angetreten. Oberfeldwebel Schuck meldet dem Leitenden des Schießens: „. . . beide Ziele wurden bekämpft, die Zusammenarbeit der Besatzung war gut." Bescheiden wehrt der Kommandant die Glückwünsche seiner Kameraden ab. „Habt ihr etwas anderes von uns erwartet?" *F. Haubert*



Oberfeldwebel Werner Schuck, Zimmermann, ◀ Meisterfahrer und Kommandant des Schwimmpanzers: „Ich wollte den anderen nicht nachstehen und mit dem ersten Schuß treffen. Daß es gelang, ist nicht allein mein Verdienst. Die ganze Besatzung hat daran Anteil."

Unterfeldwebel Klaus Uhlig, der Meisterfahrer Nr. 2 der Besatzung: „Wir ▶ sind ein gut eingespieltes Kollektiv. Jeder kann jeden ersetzen. Auch Gefreiter Schmidt, unser Ladeschütze, hat die Fahrberechtigung."





... sieht meine Frau nicht reizend aus?
Das ist kein Wunder,
denn ihr Make-up beginnt
mit einer guten Seife.
Und darauf kommt es schließlich an.
Übrigens, wir bevorzugen RIWA Seife

KONSUM-SEIFENFABRIK RIESA

Mühsam mußte bisher der Exzenterzahnkranz mit der Hand nachgefeilt werden. Mit der von den Genossen der Panzerwerkstatt Pfau entwickelten Fräse geht die Arbeit schneller, leichter und besser.



MEISTER – nicht erst von morgen

Von Gerhard Berchert

Knirschend und kreischend fressen sich die scharfen, blitzenden Zähne der Fräse in den festen, sonst so unnachgiebigen Stahl und formen die Oberfläche eines Exzenterzahnkranzes an der Wanne des T 34 neu, mit dessen Hilfe die Kette des Panzers gespannt wird. Span um Span hebt sich ab — mühelos, schnell, fast mit Eleganz.

Wer möchte glauben, daß angesichts einer solchen Technik heute noch Genossen in den Panzerwerkstätten ganze Arbeitstage aufwenden, um abgenutzte Exzenterzahnkränze mühevoll mit der Hand nachzufeilen?

Und doch ist es so. Denn auch die Genossen, welche die Kraft und Zeit sparende Fräsvorrichtung konstruierten und auf der letzten „Messe der Meister von Morgen" ausstellten, mühten sich noch bis vor kurzem mit der Feile ab — und würden es wohl auch heute noch tun, wenn sie sich nicht Gedanken gemacht hätten, wie dem Übel abzuhelfen sei.

„Von diesem Standpunkt betrachtet, ist es doch eigentlich gar nicht so schwer, Rationalisator zu sein?" fragen wir Hauptmann Wiebeck und Oberleutnant Schuchardt, die zusammen mit dem Genossen Oberleutnant Martischewski die Vorrichtung konstruierten und zu den Initiatoren der Rationalisatorenbewegung in der Panzerwerkstatt Pfau gehören.

Hauptmann Wiebeck und Oberleutnant Schuchardt — groß und kräftig der eine, schlank und womöglich noch etwas größer der andere — blicken ob der seltsamen Frage zunächst etwas erstaunt, so, als wollte man sie auf den Arm nehmen, und erzählen dann einfach die Geschichte ihres Rationalisatorenkollektivs, damit gleichzeitig die Frage beantwortend, wie leicht und wie schwer es ist, Rationalisator, Erfinder, Bahnbrecher des Neuen zu sein.

„Als unsere Werkstatt aufgebaut wurde", sagt Genosse Wiebeck, „war alles sehr schwer, der T 34 war uns ja noch völlig fremd."

Damals fanden sich sechs Genossen zusammen und überlegten, wie man sich die Arbeit erleichtern könne. Sie entwickelten eine Vorrichtung zur Demontage und Montage für Rohrbremse und Luftvorholer, bauten eine Entkonservierungsanlage für Panzermotore, konstruierten eine Auswuchtvorrichtung für die Hauptkupplung des T 34 und schufen noch einige andere Hilfsvorrichtungen, durch die sich die Arbeitsproduktivität in der Werkstatt wesentlich erhöhen ließ.

Das waren, wie gesagt, sechs Genossen — der kleinere Teil des Kollektivs.

„Und die anderen?"

„Sie standen noch abseits, verhielten sich skeptisch und manchmal sogar schadenfroh, wenn es Fehlschläge gab."

Da war zum Beispiel die Sache mit der Hydraulik. Im „Kreis der Sechs" kam man immer mehr zu der Überzeugung, daß die hydraulische Kraftübertragung vielfältige Anwendungsmöglichkeiten auch in der Reparaturpraxis bot. Als eifrigster Verfechter dieses Gedankens trat der Genosse Martischewski auf den Plan. Er sprudelte über von Ideen und Vorschlägen — und prallte damit im Kollektiv gegen eine Wand von Unverständnis.

Irgendeiner nannte ihn damals abschätzig „Leutnant Hydraulik", und schon hatte er seinen Spitznamen weg, der oft genug zu Hänseleien Anlaß gab.

„Irgendwann müßt ihr doch aber den ‚großen Durchbruch' erzielt haben?" möchten wir von Hauptmann Wiebeck wissen.

„Ja", sagt er, „das war nach der 1. ‚Messe der Meister von Morgen'."

„Als ihr die Goldmedaille erhieltet?"

„Nein, wir waren ja gar nicht dort, in Leipzig, weil wir nicht gewußt hatten, daß wir uns auch beteiligen konnten. Aber eine andere Panzerwerkstatt war dort gewesen und ganz groß rausgekommen. Das hat uns gewurmt. Und wir sagten uns: ‚Das nächste Mal wollen wir auch dabei sein!'"

Zu dieser Zeit arbeiteten die Genossen an einer

Poliermaschine für die Schutzgläser von Fahreroptiken, an einer hydraulischen Abziehvorrichtung für Laufrollen und Leiträder sowie an einem Gerät zur leichteren Montage von Haupt- und Lenkkupplungen. Bis zur 2. Messe muß das alles fertig sein, sagten sie sich. Doch allein wären sie damit nicht fertig geworden. Also sprachen sie mit jedem Genossen der Werkstatt, bezogen jeden in die Arbeit mit ein, weckten den Ehrgeiz des gesamten Kollektivs. Und so rissen sie, geduldig überzeugend,aber auch beharrlich fordernd, durch ihren Schwung die anderen mit. Als dann noch die ersten Vergütungen für bereits realisierte Verbesserungsvorschläge eintrafen, war der Bann endgültig gebrochen. Plötzlich begannen sogar die größten Skeptiker zu tüfteln, knobelten weitere Verbesserungen aus.

Und seit dieser Zeit ist das Kollektiv jedesmal in Leipzig „mit dabei".

In diesem Jahr erhielt es eine Silbermedaille, 1960 eine „Goldene" und im vergangenen Jahr eine Silbermedaille.

„Das entscheidende war also auch hier die Überzeugungsarbeit, um alle Genossen für die Rationalisatoren- und Erfinderbewegung zu gewinnen?"

„Ja", bestätigt Leutnant Menge, der Politstellvertreter. „Es kommt ja nicht schlechthin darauf an, die Arbeit zu verbessern, wir erhöhen damit auch die Gefechtsbereitschaft unseres Verbandes, stärken die Verteidigungskraft unserer Republik. Davon mußten wir jeden überzeugen."

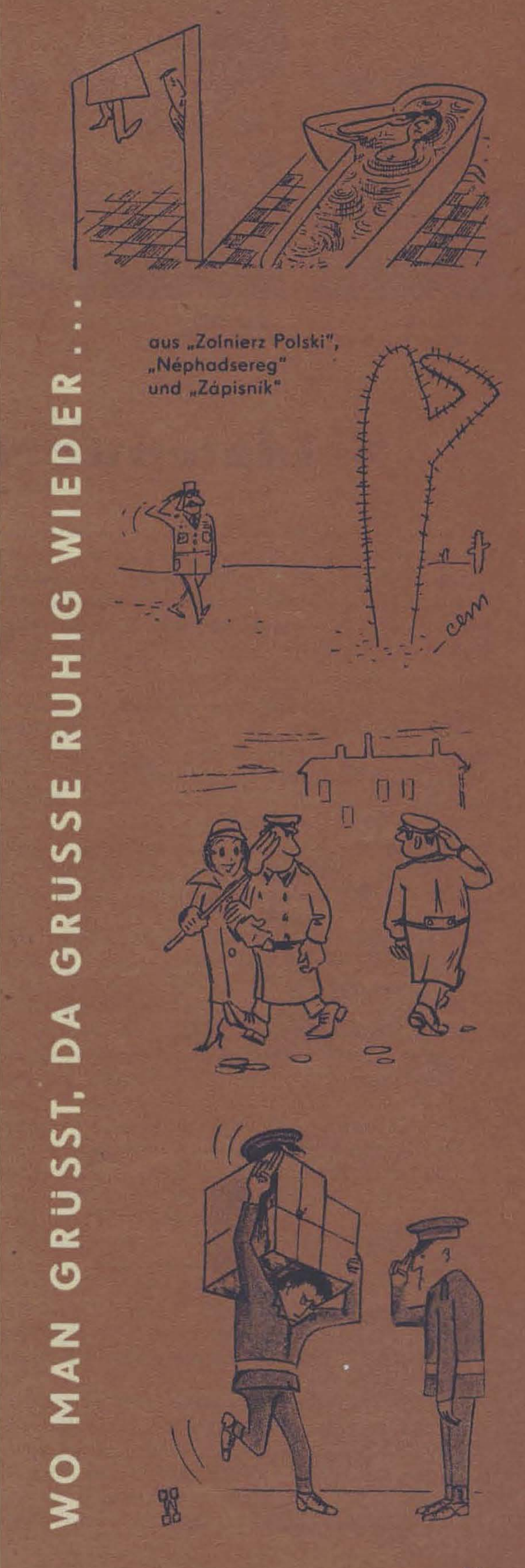
Wie richtig diese Erkenntnis ist, zeigte sich in der Zeit um den 13. August 1961, als es galt, kurzfristig einen Panzer zu reparieren. Der Termin erschien völlig unreal. Da beschloß die Parteiorganisation: Wir arbeiten in der Freizeit weiter. Der Termin muß eingehalten werden! Und er wurde eingehalten. Bei der Arbeit an diesem Panzer entstand auch die Idee für die Fräsvorrichtung. Denn da waren ja wieder diese abgenutzten Exzenterzahnkränze an der Wanne des Panzers. Im Schweiße seines Angesichts feilte sie Leutnant Prinz wieder zurecht — einen Tag, zwei Tage. Es war eine Hundearbeit. Wenn sich diese Arbeit mechanisieren ließe, der Panzer könnte noch früher einsatzfertig sein. Ja, wenn . . .

„Weißt du was, Genosse ‚Hydraulik' ", sagte Stabsfeldwebel Schesing, ein notorischer Spötter, zu Martischewski, „bau doch eine hydraulische Feile. Das wär 'ne Wucht."

Alles grinst, wie gewöhnlich bei „Hydraulikwitzen". Doch dann greift einer den Gedanken auf. Das wäre wirklich was, eine Feile, die von alleine geht. Doch hydraulisch . . .? Mit einmal beginnen alle zu überlegen.

„Eine Fräse", sagt da Hauptmann Wiebeck, „vielleicht geht es mit einer Fräse." Die Idee war geboren. Bis sie praktisch verwirklicht werden konnte, verging ein Jahr, denn die Arbeit an der Vorrichtung war ja nicht „eingeplant", sie war zusätzlich.

Doch heute fressen sich die scharfen Zähne der Fräse in den Stahl des Panzers — mühelos, schnell, fast mit Eleganz. Hoffentlich bald nicht nur in dieser einen Panzerwerkstatt.





Hauptfeldwebel Kurt Wieser, Parteigruppenorganisator



Oberleutnant Eberhard Ackermann, Zugführer



Soldat Manfred Tzschoppe, Richtschütze



Soldat Horst Lauffer, Ladeschütze

Soldatenwort – Soldatentat

Die große Volksaussprache zur Vorbereitung des VI. Parteitages der SED ist überall in vollem Gange. Die Angehörigen der Nationalen Volksarmee verbinden die Zustimmung zur Politik unserer Partei mit Taten. „Wir schützen, was wir schufen", dafür geben sie ihr Wort. Wie sie die Waffen beherrschen und meistern, die ihnen der Arbeiter-und-Bauern-Staat gab, wie sie jedem Befehl der sozialistischen Heimat nachkommen, darüber sprach unser R.-D.-Mitarbeiter mit den Männern der Panzerkompanie Krüger im Truppenteil Firla.

„Sofort nach Veröffentlichung der Dokumente des VI. Parteitages", beginnt Oberleutnant *Ackermann*, „orientierten wir unsere Genossen darauf, alle Materialien gründlich zu studieren und den Parteilosen zu erklären. In der Parteigruppe beschlossen wir am 15. Oktober, daß jedes Parteimitglied die in seiner Besatzung auftauchenden Fragen beantwortet. Die Aussprache soll zur weiteren Erhöhung der Gefechtsbereitschaft beitragen."

„Wir beschlossen das deshalb", ergänzt Hauptfeldwebel *Wieser*, der Parteigruppenorganisator, „weil bisher nicht alle Parteimitglieder offensiv die Politik unserer Partei vertraten. Einige machten es wie die Feuerwehr und griffen erst dann zum Strahlrohr, wenn es brannte. Aber jetzt treten alle 14 Mitglieder unserer Parteigruppe aktiv auf und gehören in der Ausbildung zu den Besten."

Die Parteigruppe orientierte ihre Mitglieder zweifellos richtig auf höhere Ausbildungsergebnisse zu Ehren des VI. Parteitages. Aber wie verwirklichen die Genossen die führende Rolle der Partei in ihrer täglichen Arbeit? Unteroffizier *Wedell* antwortet darauf gleich mit seinem eigenen Beispiel: „Ich bin erst seit Mai 1962 Panzerfahrer. Aber ich möchte mich weiterqualifizieren. Jetzt bereite ich mich auf die Klassifikationsprüfung Stufe III vor. Deshalb wälze ich in meiner Freizeit oft die dicke Panzerbibel" (womit die Dienstvorschrift gemeint ist).

„Er gehört zu unseren besten Fahrern", wirft Oberleutnant *Ackermann* ein. „Er hat zwar noch gewisse Schwächen, vor allem wegen seiner ungenügenden Fahrpraxis. Dafür lernt er aber eifrig."

Unteroffizier *Wedell* fährt fort: „Wir sind zwei Parteimitglieder in unserer Besatzung, der Ladeschütze und ich. Wir unterhalten uns oft mit dem Kommandanten und dem Richtschützen über politische Fragen und erläutern ihnen unseren Standpunkt. Was der eine nicht weiß, weiß der andere. So schaffen wir Klarheit über alle wichtigen Probleme. Beim Parktag achte ich als Fahrer zum Beispiel darauf, daß jeder die ihm zugewiesene Arbeit ordentlich macht. Schließlich muß sich einer auf den anderen verlassen können."

Gegenseitige Verläßlichkeit – es ist nur ein kleiner Schritt zur gegenseitigen Ersetzbarkeit. Auf dieses Stichwort hat Unterfeldwebel *Rossa* schon gewartet. Am Beispiel seiner eigenen Besatzung schildert er: „Voraussetzung ist natürlich, daß jeder seine Spezialfunktion voll ausführen kann. Das ist bei uns verwirklicht. Wir sind aber schon ein Stück weiter. Mein Ladeschütze, Soldat Kübart, kann den Richtschützen vollwertig ersetzen. Ich als Kommandant kann selbst fahren, weil ich vorher Fahrer war. Unteroffizier Bischoff war ein guter Richtschütze, ist jetzt Fahrer und kann gleichzeitig meine Funktion übernehmen. Gefreiter Rose, der Richtschütze, ist in der Lage, als Fahrer und als Kommandant einzuspringen. Dadurch ist unser Panzer immer voll einsatzbereit. So sieht es in fast allen Besatzungen unserer Kompanie aus."

Das hört sich recht gut an. Aber wie sieht es aus, wenn Soldaten ihre Dienstzeit beenden? Oberleutnant *Ackermann* sagt dazu: „Daran haben wir längst gedacht. In unserer Kompanie würden zwei Fahrerstellen frei. Wir schließen diese Lücke, indem wir die beiden wehrpflichtigen Soldaten Lange und Sauer zu Panzerfahrern qualifizieren. Sie bringen schon jetzt ansprechende Leistungen. Darüber hinaus bemühen wir uns, sie als Soldaten

auf Zeit zu gewinnen, damit wir auch nächstes Jahr einen festen Stamm qualifizierter Panzerfahrer haben."

Es ist hier die Rede von den Wehrpflichtigen. Hören wir, was einer von ihnen, der Soldat *Tzschoppe*, ein Parteiloser, meint: „Zur Gefechtsbereitschaft gehört doch nicht nur, daß der Soldat seine Ausrüstungsgegenstände immer in Schuß hält. Weit wichtiger ist noch seine persönliche innere Bereitschaft zur bewaffneten Verteidigung unserer Republik. So verstehe ich den Inhalt der Parteidokumente. Das heißt also auch, daß wir Ordnung und Disziplin halten müssen. Aber damit sieht es manchmal nicht gerade rosig aus."

„Das stimmt", greift Unterfeldwebel *Rossa* den Faden auf. „Meistens sind es solche kleinen Dinge der inneren Ordnung wie das Bett glatt streichen oder die Stube ordentlich ausfegen. Aber das trifft in erster Linie die Unteroffiziere, die als U. v. D. Dienst tun. Einer von ihnen ist Unterfeldwebel Ziegler, sonst ein guter Kommandant. Aber er versteht es nicht, seine Forderungen bei den Soldaten energisch genug durchzusetzen. Das ist nicht gut. Ein Unteroffizier braucht Autorität, um die Soldaten zur bedingungslosen Erfüllung aller Befehle erziehen zu können."

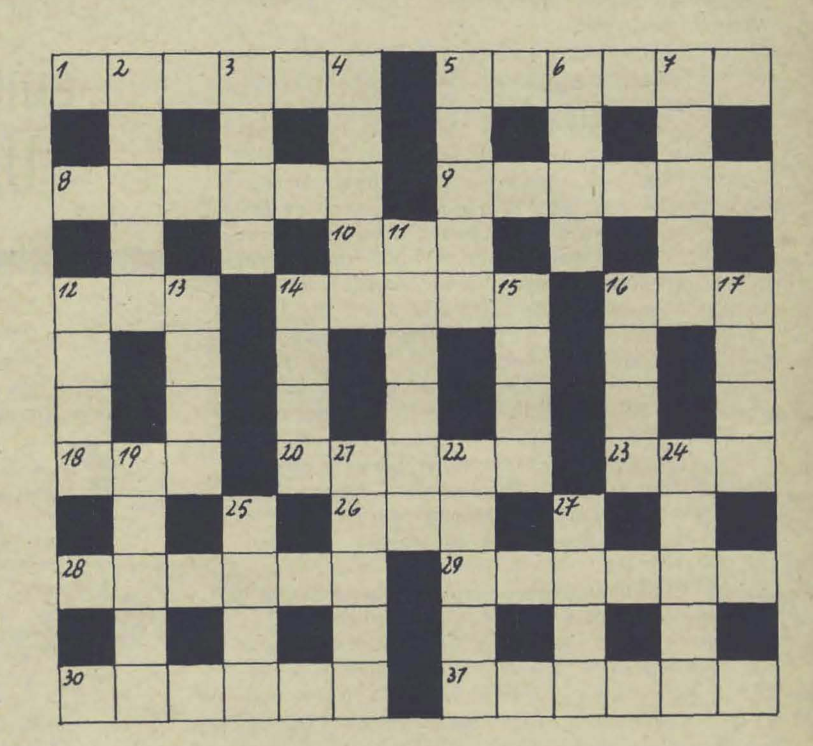
Zu diesem Thema hat auch Soldat *Lauffer* etwas auf dem Herzen: „Wir Wehrpflichtigen sind bereit, die härtesten Forderungen zu erfüllen. Ich möchte hier nur den Richtschützen Soldat Schirm erwähnen, der beim Einzelgefechtsschießen trotz Handverletzung ausgezeichnete Ergebnisse erzielte."

Die Kompanie hat in diesem Jahr einen hohen Ausbildungsstand erreicht. Das ist eine gute Grundlage für 1963. Wird sie diese gute Tradition fortsetzen? Dazu Hauptfeldwebel *Wieser:* „Wir arbeiten in unserer Parteigruppe nach dem Grundsatz, daß jeder zur Rechenschaft gezogen wird, der das jeweilige Ausbildungsziel durch eigenes Verschulden nicht erreicht."

Oberleutnant *Ackermann* fügt hinzu: „Wir sind dieses Jahr beste Panzerkompanie unseres Bataillons geworden. Darauf sind wir natürlich stolz. Aber das ist kein Grund, uns jetzt auf die faule Haut zu legen. Die anderen Kompanien werden sich anstrengen, uns zu überflügeln. Das heißt also unermüdlich weiter an uns zu arbeiten. Zu den vielen guten Leistungen unserer Soldaten muß nun auch die weitere Qualifizierung und Festigung unserer Unteroffiziere und Offiziere kommen. Das haben wir uns vorgenommen."

Abschließend sagt Soldat *Lauffer:* „Unsere Partei wendet sich mit den Materialien zum VI. Parteitag nicht nur an die Parteimitglieder, sondern an alle Bürger unserer Republik. Den umfassenden Aufbau des Sozialismus zum Siege zu führen und den Frieden zu sichern, das geht alle Soldaten an. Deshalb ist es unsere Pflicht, jedem Armeeangehörigen den Inhalt der Dokumente zu erläutern und ihn zur Mitarbeit zu gewinnen. Unsere sozialistische Heimat mit der Waffe schützen, jeden imperialistischen Anschlag im Keime ersticken, das ist unser bester Beitrag zur Vorbereitung des Parteitages."

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Stadt der Weltfestspiele der Jugend 1957, 5. junge afrik. Republik, 8. Säule aus Stahl oder Holz auf Deck oder am Kai zum Befestigen von Trossen, 9. bolschew. Zeitung, Vorläuferin der Prawda, 10. Schweizer Kanton, 12. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 14. unabhängige afrik. Republik, 16. Kurzbezeich. der Panzerkanone, 18. Hauptstadt der Baschkir. ASSR, 20. Sportgerät, 23. Fluß in Polen, 26. Teil des Körpers, 28. enger Mitarbeiter Ernst Thälmanns, 29. sog. „unbesiegbare Flotte" Philipp II. von Spanien, 30. griech. Insel, 31. Stadt am Dortmund-Ems-Kanal.

Senkrecht: 2. Stadt in der VR Polen, 3. sowj. Halbinsel, 4. Teil der Uhr, 5. Führer eines Kosaken- und Bauernaufstandes, 6. Figur beim Kunsteislauf, 7. deutscher Filmregisseur („Stärker als die Nacht"), 11. Fechtschuldegen, 12. Hauptstadt der Aserbaidshan. SSR, 13. junge unabhängige Republik im Karibischen Meer, 14. Werkstoff, 15. Erfinder des Gasglühlichts, 16. malaischer Dolch, 17. Teil des Visiers, 19. tschech. Widerstandskämpfer („Reportage unter dem Strang geschrieben"), 21. europ. Hauptstadt, 22. Schmelzüberzug, 24. Führer des Hamburger Roten Frontkämpferbundes, 25. Wasserstauanlage, 27. Sultanat in Ostarabien.

SCHÜTTELRÄTSEL

Amur – Toto – Kant – Lese – Bast – Turf – Seine – Regal – Made – Kap – Robe – Rest – Rot – Lage – Scharm – Laut

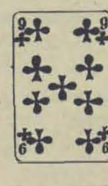
Durch Umstellen der Buchstaben sind neue Begriffe zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben den Namen der Verteilerstelle des „Sozialdemokraten" in Zürich, die in der Zeit des Sozialistengesetzes unter Bismarck von dem Sozialisten Motteler eingerichtet wurde.

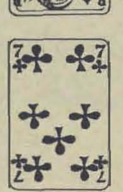
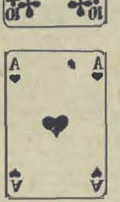
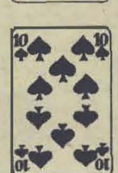
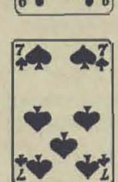


Mittelhand spielt mit abgebildetem Blatt Kreuz aus der Hand. Vorderhand paßt bei 27, Hinterhand bei 22. Im Skat liegen Pik 10 und 7. Obzwar die Trümpfe der Gegenspieler gleichmäßig verteilt sind, muß Mittelhand die ersten 4 Stiche abgeben und verliert das Spiel. Wie können die Karten der Gegenspieler verteilt sein und wie kann das Spiel verlaufen?





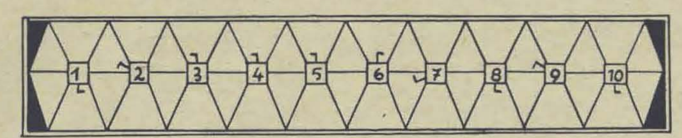


NEUER ANFANG

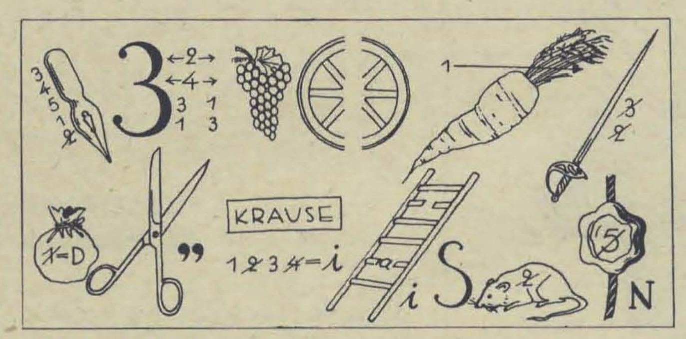
Artel – Laune – Orel – Waren – Patent – April – Orden – Este – Wand – Ufer – Bern – Abel.

Bei jedem dieser Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen, dafür ist ein neuer Buchstabe vorauszusetzen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe ergeben den Namen des Konstrukteurs einer der modernsten Handfeuerwaffen.



WABENLEISTE

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in der angezeigten Richtung um die Zahl. 1. Verteidigungsanlage, 2. frz. Schriftsteller („Die Kommunisten"), 3. Fischereifahrzeug, 4. Konstrukteur eines Mehrladegewehrs, 5. Einschließung feindl. Truppen nach Durchbruch der gegnerischen Verteidigung, 6. Sitzgelegenheit, 7. Teil der Funkanlage, 8. Truppenschau, 9. Weltraumgeschoß, 10. Jagdgewehr.

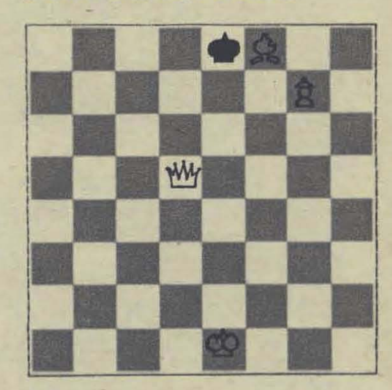


BILDERRÄTSEL

Die Lösung ergibt einen Ausspruch des Vorsitzenden des Staatsrates der DDR.

Namen eines sowj. Jagdfliegers, der als erster den Titel „Held der Sowjetunion" erhielt.

SCHACHAUFGABE



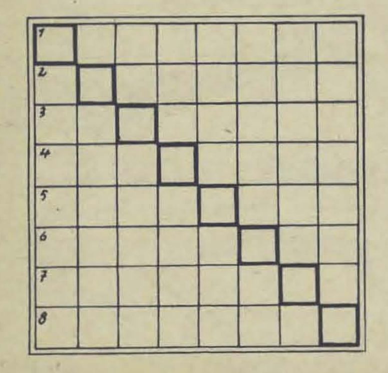
Matt in 2 Zügen

Der Wert der Schachsteine ist relativ. Unsere Aufgabe von W. A. Shinkman ist ein hübsches und lehrreiches Beispiel hierfür. Stellungsbild Weiß: Ke1, Dd5, Lf8, Bg7 (vier Steine). Schwarz: Ke8 (ein Stein).

FÜLLRÄTSEL

1. Mittel der Truppenführung, 2. deutsche Graphikerin (1867–1945), 3. bekannter sowj. Flugplatz, 4. sowj. Insel im Fernen Osten, 5. frz. Hafenstadt, 6. Zeiteinteilung nach astron. Gesichtspunkten, 7. Flugmanöver um dem Orten zu entgehen, 8. Hauptstadt Grönlands. Zur Verwendung kommen die Buchstaben aaaaaaa bb cc dddd eeee ff gg hhh iiii kkkk lllll mm nnnn oooooo rr ss tttt uuu w x z

Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale den



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 11/1962

SKAT: Kartenverteilung: Vorderhand: Herz Bube; Karo Bube; Kreuz As, 9, 8; Pik 10, König, 8; Karo As, König; Hinterhand: Pik As, Dame, 9; Herz König, 9, 8, 7; Karo 10, Dame, 9;

SPIELVERLAUF: 1. V: Pik König, M: Karo 8, H: Pik As; 2. H: Karo Dame, V: Karo König, M: Kreuz 7; 3. V: Pik 10, M: Pik Bube, H: Pik 9; 4. M: Herz As, H: Herz 7, V: Karo Bube; 5. V: Karo As, M: Kreuz Bube, H: Karo 9; 6. M: Kreuz Dame, H: Herz 8, V: Kreuz 8; 7. M: Herz 10, H: Herz König, V: Herz Bube; 8. V: Pik 8, M: Herz Dame, H: Pik Dame; 9. H: Karo 10, V: Kreuz 9, M: Kreuz König; 10. H: Herz 9, V: Kreuz As, M: Kreuz 10.

FLIESENSILBENRÄTSEL: 1. Moskalenko, 2. Okarina, 3. Analogie, 4. Seelenbinder, 5. Oberer See, 6. Belojannis.

VERBAUTES: „Eine Armee mit fester Moral und eiserner Disziplin ist unbesiegbar."

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Batude, 3. Tonnage, 5. Faschine, 7. Mine, 9. Aral, 10. Ruder, 11. Prawda, 12. Ida, 14. Natur, 16. Manöver, 18. Anlasser, 19. Garonne.

Senkrecht: 1. Batumi, 2. DEFA, 3. Tonne, 4. General, 6. Schilauf, 8. Neruda, 9. Adana, 12. Irlan, 13. Fanö, 15. Turbine, 16. Moser, 17. Vergo.

BILDERRÄTSEL: „Hier in der DDR wird das Gesicht der Zukunft ganz Deutschlands geformt."

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 3. SPW, 5. Oka, 9. Partei; 11. Parade, 12. Leyden, 13. Riese, 14. Sonett, 15. Pearson, 19. Diopter, 23. Asche, 24. Kraul, 26. Rhone, 28. Saman, 29. Tokarew, 31. Bebel, 32. Ger, 33. Aue, 34. Messe, 36. Mil, 37. Lanze, 40. Kammer, 41. Schaft, 42. Akku, 44. Igel, 45. Nall, 46. Man, 47. Reck, 48. Novelle, 49. Ufo, 50. Rolland.

Senkrecht: 1. Dreyse, 2. Gewehr, 4. Petrinal, 6. Kalender, 7. Galopp, 8. Rakete, 10. Ise, 15. Patrone, 16. Alk, 17. Spa, 18. Schpagin, 20. Ono, 21. Tee, 22. Reagenz, 25. Ringe, 27. Nobel, 29. Trommel, 30. Walther, 34. Magazin, 35. Sekunde, 38. Artikel, 39. England, 43. Lauf.

SCHACH: Weiß: Kf6, Lb5, Lg3, Se7; Schwarz: Ka8. Verfasser: E. van Woelderen. 1. Sc8 Kb7, 2. Ke7 Kc8: 3. La6 matt, oder 2. . . . Ka8 3. Lc6 matt.

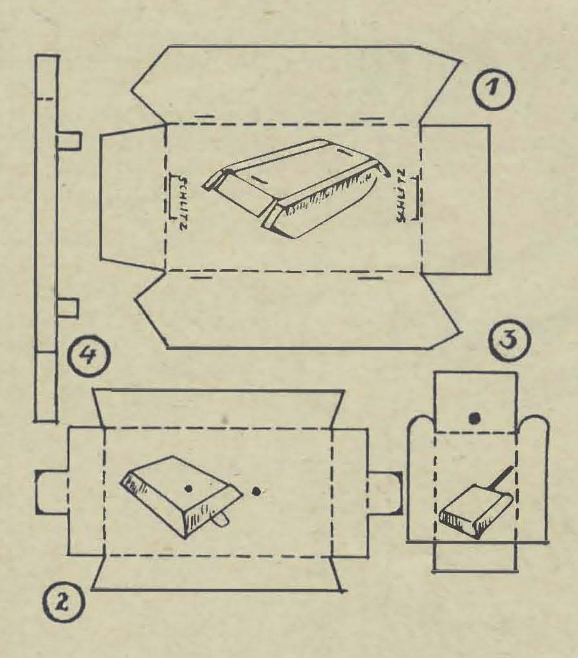


DER SPEZIALBETRIEB FÜR HERRENANZÜGE
„Ihre Überraschung"
HN
Herrenmode von herrenmode
VEB herrenmode DRESDEN A 21, BÄRENSTEINER STRASSE 16/19

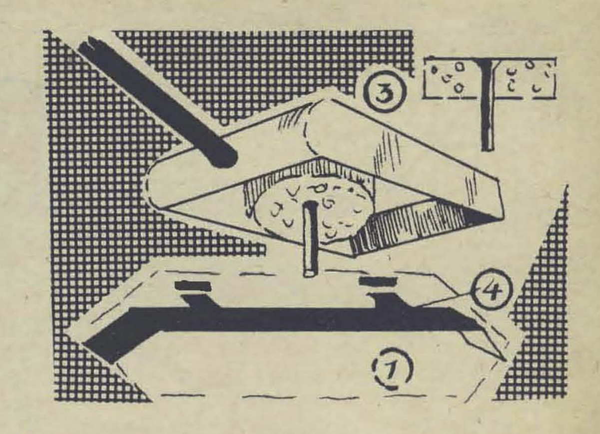
NACH DIENST in der BASTELECKE

Einfache Sandkastenmodelle aus Blech

Die von uns im letzten Heft gegebenen Hinweise zur Bearbeitung von Blech wollen wir heute in einer praktischen Arbeit anwenden.
Für die Sandkästen benötigen wir verschiedene Modelle. Bauen wir also nach einem einfachen Schnitt zum Beispiel einen Panzer. Als Material verwenden wir schwaches Blech, beispielsweise dünnes Konservenbüchsenblech. Abbildung I zeigt die Flächen, aus denen das Modell gebogen und zusammengesetzt wird. Teil 1 bildet die Panzerwanne. Hier werden die seitlichen Schlitze sowie die beiden Plattenschlitze durchgestoßen und danach die Seitenteile umgebogen. Teil 4



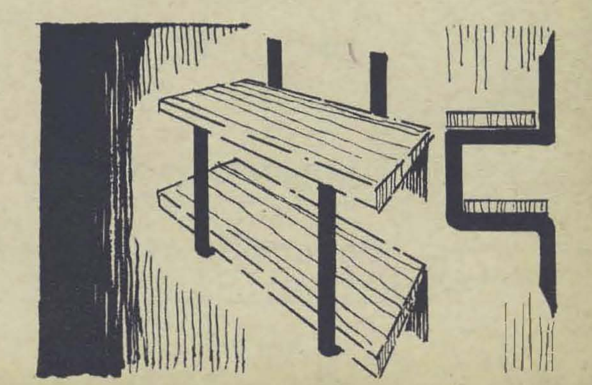
wird angesetzt. Teil 2 erhält das Loch für den drehbaren Turm und ist mit den Zapfen im Teil 1 zu befestigen. Teil 3 wird gebogen und erhält das Loch, worin wir die Kampfwagenkanone, einen dünnen Holzstab, stecken (Abbildung II). Um den Turm drehbar zu machen, kleben wir eine dünne Korkscheibe ein, durch die wir einen Nagel gesteckt haben. Der Nagel rastet im Teil 2 ein, und der Turm erhält damit seinen Drehpunkt. Die Zeichnung zum Anriß der Flächen kann als originale Größe genommen werden, sie kann aber auch (jeweils um das Doppelte) vergrößert werden.



Über den Umgang mit Vinidur

Weniger bekannt als Bastelmaterial ist der Werkstoff Vinidur, ein schweißbarer Kunststoff aus Vinylchlorid. Abfälle von Rohren und Platten erhält man bei den Klempnern. Dieser Werkstoff wird bei Erwärmung weich und läßt sich formen und biegen. Doch bei der Weichmachung ist auf die Verfärbung und Blasenbildung zu achten. Rohre werden mit Sand gefüllt und bei mäßiger Hitze gebogen. Wir zeigen hier einige Beispiele zur praktischen Anwendung. Rohre werden gebogen und mit Brettern belegt, die von unten angeschraubt werden. So erhalten wir eine haltbare Wandkonsole. Buchstützen oder einen Schnorchel kann man aus Abfällen herstellen. Bei dem Schnorchel wird ein Rohr gebogen und das Mundstück abgeflacht. Ein kleiner Drahtkorb mit einem Tischtennisball bildet das Ventil. Der Wasserdruck drückt den Ball fest auf die Atmungsöffnung und verhindert das Einströmen des Wassers.
Vinidur läßt sich sägen (Laubsäge) und feilen sowie im weichen Zustand in eine Form (Gips) pressen. Es ist ein Werkstoff, den man nach Dienstschluß in der Bastelecke ruhig einmal ausprobieren sollte.

PEWE



Soldaten im Film

Regisseur JOACHIM HADASCHIK,

Heinrich-Greif-Preisträger, drehte den Dokumentarfilm »Ich bin Soldat«

„Alaaarm!" Alarm für den Aufklärungszug eines Truppenteils. In kurzer Zeit ist der Zug gefechtsbereit und der Marsch beginnt. Zur Besatzung eines SPW gehört der Soldat Schürzmann. Er ist Wehrpflichtiger und es ist die erste Übung, an der er teilnimmt. Viele Gedanken und Empfindungen bewegen den jungen Soldaten, das aber beschäftigt ihn am meisten: Werden wir gut abschneiden? Viele meiner Kameraden sind gleich mir noch nicht lange in der Volksarmee, der Zug aber hat einen guten Ruf zu verteidigen.
„Ich weiß noch genau wie ich zu Anfang in den Klubraum kam. Dort hing ein Bild: Unser Minister zeichnet den besten Zug eines Militärbezirks aus und verleiht die Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee in Silber", erinnert sich Genosse Schürzmann.
Wie sich der Wehrpflichtige Schürzmann und sein Zug in der Übung bewähren und wie in Tagen harter Ausbildung die Voraussetzungen dafür geschaffen wurden, darüber berichtet der Film des VEB DEFA-Studios für Wochenschau- und Dokumentarfilme „Ich bin Soldat".
Es ist ein sachlicher, klarer und nüchterner Film über das Leben in der Nationalen Volksarmee und die tägliche Erfüllung des Fahneneides. Dieser Streifen packt seine Beschauer und dokumentiert im wahrsten Sinne des Wortes, ohne in grellen Farben zu malen oder laut zu sein, die Bereitschaft und Fähigkeit der Angehörigen unserer Armee, die Republik zu schützen.
Dem wißbegierigen Zuschauer offenbart sich eine Fülle interessanter Details des militärischen Lebens. Er erfährt, was für vorzügliche Waffen unseren Soldaten anvertraut sind. Das Schöpferkollektiv aber tat gut daran, es nicht allein dabei zu belassen, sondern in den Mittelpunkt des Geschehens den Menschen zu stellen.
Genosse Schürzmann berichtet: „Genosse Oberleutnant Künzel ist unser Zugführer. Er ist der Sohn eines Arbeiters. Genauso wie ich. Ich glaube, er ist ein Offizier, wie ich ihn mir vorgestellt habe und wie es bei uns in der Armee viele gibt. Er ist gewissenhaft, ihm entgeht nichts, aber er ist kein Pedant ... Und wenn man Sorgen hat, kann man immer zu ihm kommen."
In kurzen Bildfolgen erfaßt die Kamera seine Handlungen und zeichnet das Porträt eines Offiziers, der die Einheit von politischer und militärischer Führung verkörpert.
Mit ihm eng verbunden sind die Unteroffiziere, deren unermüdliche Arbeit den hohen Stand der Ausbildung des Zuges gewährleistet. Wir erfahren, wie intensiv, vielseitig und hart die Ausbildung ist. Wenn wir die Soldaten im Gelände oder auf dem Kasernenhof erleben und Zeuge sind, wie die Unteroffiziere jede Handlung genau beobachten, ständig verbessern und selbst zeigen, wie es richtig gemacht werden muß, dann erkennen wir, daß die guten Ergebnisse in der Arbeit des Zuges eine solide Grundlage haben. Aber dies ist nur die eine Seite. Die andere ist die hervorragende Rolle, die



Seine erste Übung. Die Erlebnisse, Gedanken und Empfindungen des Wehrpflichtigen Schürzmann werden zum Leitfaden der Filmerzählung.

die Parteiorganisation im Leben des Zuges spielt. In der Erzählung des Soldaten Schürzmann heißt es: „Seit unserer Einberufung haben wir viel gelernt. Alle haben dabei geholfen. Unser Zugführer, die Ausbilder und die Parteigruppe. Es gibt kaum eine Aufgabe in unserem Zug, über die nicht vorher die Mitglieder und Kandidaten der Sozialistischen Einheitspartei beraten. Sie suchen immer wieder nach neuen Wegen, damit die Ausbildung noch besser wird.

Als Erzieher und in der Ausbildung sind die Parteimitglieder Vorbild. Das imponiert mir! Sie besprechen alles, was dem Zug nützt und was uns voranbringt. Unsere Leistung in der Ausbildung und auch die Auszeichnung als bester Zug — das zeigt, wie die Parteigruppe gearbeitet hat. Ich will ein guter Soldat werden und Vorbild sein — dann werde ich eines Tages zu ihnen gehören."

Das ist eine klare Stellungnahme, die gleichzeitig die Impulse charakterisiert, die das Leben in der Nationalen Volksarmee bestimmen.

Es muß auch erwähnt werden, daß der Film Heiterkeit atmet. Besonders, wenn die Kamera den Genossen Wagner beobachtet, wie er sich müht, einen Knopf anzunähen. „Zu Hause war das einfach. Jacke hingehängt und der Knopf war dran. Mutter war ja da. Aber hier?" ... Lustig wird es auch, wenn von den ersten Stunden der Ausbildung berichtet wird, wie einer der Soldaten als Tanne getarnt durchs Kornfeld läuft.

Es war nur ein kleines Kollektiv des VEB DEFA-Studio für Wochenschau- und Dokumentarfilme, das unter der Leitung des Regisseurs, Heinrich-Greif-Preisträger Joachim Hadaschik, den Film herstellte.

Die Genossen der DEFA betonen, daß es schöne und unvergeßliche Stunden waren, angefüllt von harter Arbeit. Ohne die wirklich intensive Mitarbeit der Genossen der Nationalen Volksarmee hätte niemals dieser Film in seiner hohen künstlerischen Qualität entstehen können. Aber gleichzeitig haben auch unsere Genossen erkannt, daß Filmen kein Kinderspiel ist. Alle an diesem Film Beteiligten haben gewonnen, sind zu neuen Erkenntnissen gekommen.

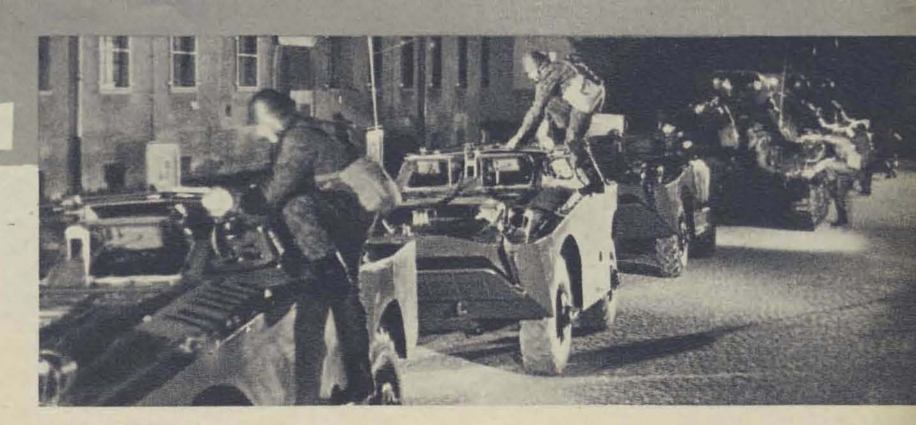
Der Film „Ich bin Soldat" ist in Totalvision gedreht. Er ist der erste — in dieser Form — über die Nationale Volksarmee. Für den Regisseur war er in seinem Schaffen ein Schritt weiter. Aber nicht nur das. Für uns ist er ein Maßstab geworden für weitere Dokumentarfilme über die Nationale Volksarmee. Ein Maßstab nicht in der Form allein, sondern vor allem im Inhalt.

Oberstleutnant Meisel



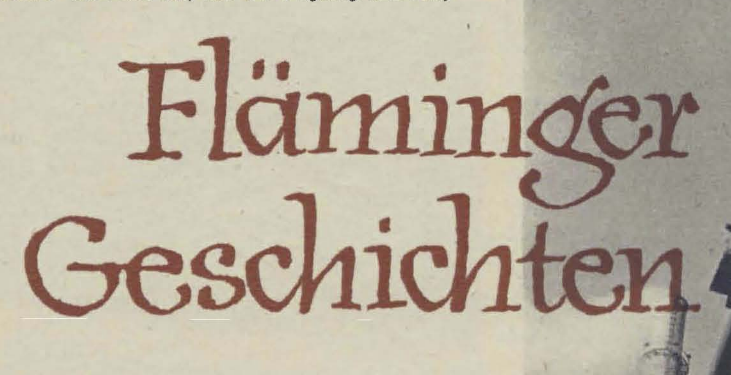
Vielfalt und Härte des Dienstes in einer modernen sozialistischen Armee mit dokumentarischer Echtheit darzustellen, war oberstes Gebot der Kameraleute Horst Orgel und Norbert Simdorn.

Unsere Bilder: Nachtschießen und Aufsitzen zum Marsch.



Die chemische Industrie bestimmt durch die Güte und Menge ihrer Erzeugnisse wesentlich die Produktivität und Qualität der Erzeugnisse anderer Industriezweige. Sie hat großen Anteil an der Erhöhung der Erträge der Landwirtschaft.

(Walter Ulbricht auf der 17. Tagung des ZK)



Fläminger Geschichten

Matrosen • Mambo • Massenwettbewerb (II)

Von Hauptmann H. Huth

115 000 000 Mark hat der neue Werkteil in Coswig verschlungen. Vielleicht sagt jetzt der Matrose Haldebrindt aus Rostock: „Was soll ich mit Schwefelsäure. 'n Autowerk oder 'ne Kühlschrankfabrik wäre besser gewesen." Der Matrose Hildebrandt aus Coswig würde entgegnen, daß ... Es gibt in Coswig keine Seefahrer? Bestenfalls Flußfahrer? Gemach, Sie werden den Matrosen Hildebrandt noch genauer kennenlernen. Vorerst müssen Sie sich allerdings mit einem Hinweis auf seine seemännische Visitenkarte zufriedengeben, dem blauen Leuchtturm und der blauen Inschrift „Good bye" auf seinem Unterarm.

Der Matrose Hildebrandt also würde dem Matrosen Haldebrindt mit jenem Schildbürger vergleichen, der die Förderung von Kohlen einstellen wollte, als sein Haus Zentralheizung bekam. Und er würde dann im Detail fortfahren: „Deine Seife und die Schmierstoffe für Sauerstoffkompressoren, dein Dederonhemd und Benzol, der Sprengstoff in eurem Torpedo und die Asphaltstraße in eurem Objekt, das Glasfenster bei euch zu Hause und manche Plaste in deinen persönlichen Sachen — all diese nützlichen, unentbehrlichen Dinge sind unter Mitwirkung der Schwefelsäure entstanden. Und mehr Schwefelsäure ist auch mehr Speck; denn sie ist unentbehrlich für den Aufschluß von Rohphosphat, eines wichtigen Düngemittels."

Der Matrose Hildebrandt könnte noch beweisen, daß auch Haldebrindts blonde Braut von Kopf bis Fuß auf Schwefelsäure eingestellt ist, aber dieser hat die Kraft des Elexiers Schwefelsäure bereits begriffen und will den Matrosen Hildebrandt endlich von Mann zu Mann sehen.

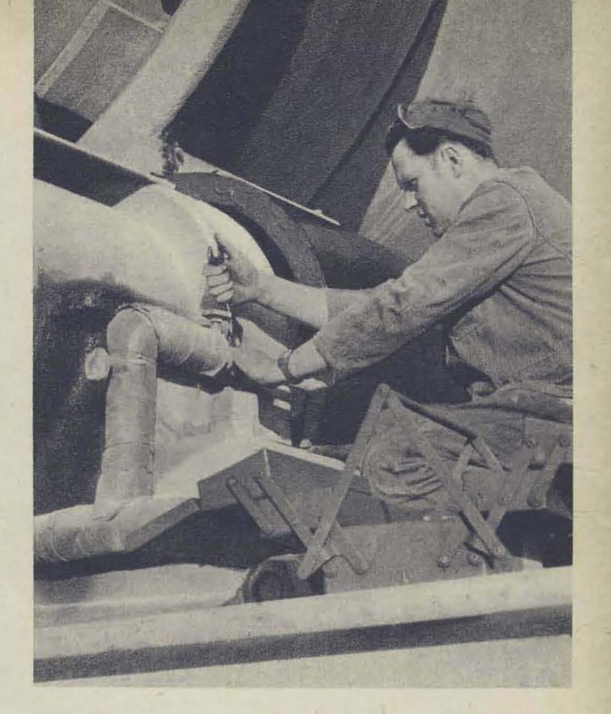
Wir auch. Doch vergebliche Reportersmüh. Die Presse ist wichtig, aber die Reparatur, die der Matrose gerade ausführt, ist wichtiger. So lenken wir unsere Schritte zum alten Werkteil hinüber, zum Genossen Gellrich, dem Verantwortlichen für Wissenschaft und Technik im Werk.

Die Vorzüge des neuen vor dem alten Werk sind so offensichtlich, daß sie unterwegs selbst unserem Laienblick nicht entgehen: Weniger Arbeiter insgesamt, ein geringerer Anteil körperlicher Arbeit, dafür eine großzügigere Anwendung der Meß- und Regeltechnik. Eine Tonne SO_3 erfordert im neuen Werk, erfahren wir dann, den Aufwand von 1,39 Arbeitsstunden, im alten dagegen 4,24.

„Schon im kommenden Jahr soll in Guben der Startschuß für die Dederonproduktion fallen. Aber dazu braucht man Schwefelsäure aus Coswig. Sie muß also bei uns in größerer Menge fließen", sagt Genosse Gellrich.

Coswig rangiert heute noch in der Schwefelsäureproduktion hinter Wolfen. Es soll aber einmal an erster Stelle in der Republik stehen. Eine neue Anlage zur Schwefelverbrennung wird am Produktionszuwachs großen Anteil haben. Die übrige Produktionssteigerung aber muß aus den bestehenden Anlagen kommen.

Es gibt also Reserven?
Das neue Werk läuft, das ist das eine. Aber es völlig beherrschen, ist etwas anderes. Es gab in Deutschland kein Vorbild für die Gewinnung von Schwefelsäure aus Anhydrit. So ließ die auf dem Reißbrett und im Labor ausgearbeitete Technologie in der Praxis manchen Wunsch offen. Einige Aggregate können mehr produzieren. Aber die Öfen schaffen gegenwärtig nicht mehr. Das ist die erste Reservequelle.
Dann gibt es einen Plan, den die Coswiger mit 200 Prozent erfüllt haben. Aber niemand erhielt einen Lobeerkranz dafür. 25 Reparaturtage waren für das Jahr eingeplant. Bis Ende Juni waren es bereits 21,5. Das ist die zweite Reservequelle.
Aber viele Tonnen allein machen es auch nicht. Mehr Schwefelsäure kann und soll aus Coswig fließen, aber nicht um jeden Preis, sondern für den Weltmarktpreis. Eine Tonne SO_3 kostet im alten Werk 173 Mark, im neuen 137, aber auf dem Weltmarkt 119. Dieses Ziel muß auch Coswig erreichen, fordert die Partei.
Hier wie da sind die sozialistischen Arbeitsgemeinschaften zur Verbesserung der Technologie und der Massenwettbewerb die Hebel.
Es gibt im Werk, erfahren wir, noch Arbeiter, die eine exakt forschende sozialistische Arbeitsgemeinschaft lieber aus der Ferne denn am Arbeitsplatz sehen. Aber auf der Ehrenseite des Werkes stehen mehr Verbesserungsvorschläge als geplant, mit größerem Nutzen als geplant, mit über eine Million anstelle von 800 000.
Als wir den Genossen Gellrich verlassen, spricht er noch einmal über die Parteiversammlung zur Vorbereitung des Parteitages. Diesen Satz hat er sich dort notiert und unterstrichen: „Wir müssen die Menschen mehr lieben."
Welch Kapitalist wollte, welcher Kapitalist könnte das seinen Funktionären allen Ernstes mit auf dem Weg geben? Für ihn ist der Quell der Masseninitiative verschlossen. Uns aber wird er ermöglichen, den Kapitalismus auch in der Produktion, in der Arbeitsproduktivität zu überrunden . . .
Endlich hat auch der Matrose Hildebrandt Zeit für unsere Fragen. Dies über ihn im Fragebogenstil: Schlosser; Mitglied der SED, FDJ, GST; zweifacher Aktivist; 4 Jahre Dienst als Funker bei der Volksmarine; am Ausbau der Chemischen Werke Buna beteiligt; drei Verbesserungsvorschläge eingebracht.
Wann er das letzte Mal auf See fuhr? „Im Oktober mit der ‚Fritz Heckert', eine Auszeichnung vom Betrieb."
Ob er sich als Schlosser in einem chemischen Werk als fünftes Rad am Wagen fühlt?
„Das Werk ist so weit automatisiert, daß von den 900 direkt in der Produktion Tätigen die Hälfte aus Reparaturkolonnen besteht."
Sein Beitrag zum Parteitag?
„Im neuen Werk hat ein Meister 20 Kollegen zu beaufsichtigen und deshalb keinen Überblick, was gespielt wird. In anderen Betrieben kommen nur 12 Kollegen auf einen Meister. Deshalb besuche ich einen Meisterlehrgang." Mit dem späteren


Matrose Hildebrandt

Ziel: Ingenieur? „Nicht unbedingt! Aber wenn der Lehrgang gut ausfällt, vielleicht."
Die anderen Kollegen wollen leider nicht an den Meisterlehrgang ran. Sie versprechen sich keine dickere Lohntüte davon.
Ob er, Hildebrandt, später einmal in ein anderes Werk möchte: „Wozu? Dieses Werk hat mich ausgebildet und hat auch ein Recht auf meine Arbeit."
Dann versuchen wir uns im Werk als Meinungsforscher. „Wie wird es in den folgenden Jahren im Betrieb weitergehen, wird eine neue Produktion hinzukommen?" Der erste zuckt bedauernd die Schultern: „Das hätte ich gern von Ihnen gewußt." „Vielleicht ein Aluminiumwerk", überlegt der zweite. Der dritte will es genau wissen: „Ein Emaillebetrieb." Auch der vierte hört das Gras wachsen: „Zinkweiß werden wir machen." Ein fünfter, der es kraft seines Amtes genauer wissen müßte, nennt eine andere Produktion. Aber die Abstimmung der Wirtschaftspläne zwischen den sozialistischen Ländern steht erst am Anfang, und sie ist kein Würfelspiel: dreimal schütteln, Augen zu, und dann sind die Würfel gefallen. Noch wird diskutiert, kalkuliert, konstruiert. Noch ist nichts entschieden.
Weshalb wir dennoch die Arbeiter zitieren, die nichts Genaues wissen? Nichts Genaues? Diese Arbeiter kennen vielleicht nicht die chemischen Formeln jener Prozesse, die möglicherweise in 10 Jahren in neuen Mammutanlagen des Werkes vor sich gehen, aber sie kennen diese ökonomische Formel: ‚Sozialismus — das ist auch stürmisches, unaufhaltsames Wachstum der gesamten Industrie auf der Basis der Grundstoffindustrie, wozu auch die Chemie zählt.' Arbeit wird es also auch in Coswig mehr als genug geben! Das alles wissen die Chemiewerker. Wenn das nichts Genaues ist!

Aber da hatte uns der Genosse Gellrich noch einen zweiten Satz genannt, den er auf der Parteiversammlung gehört und des Notierens Wert befunden hatte: „Sozialismus — das ist viel Arbeit, aber nicht nur Arbeit."

Wir fragen den Matrosen Hildebrandt, wie er sich seine persönliche Zukunft vorstellt.

„Im nächsten Jahr werde ich heiraten."

Ein Hausmütterchen?

„Sie arbeitet im Werk und macht nebenher ihr Diplom auf dem Gebiet der Finanzökonomie. Vor der Hochzeit aber muß ich noch das Einfamilienhaus der Mutter zu einem Zweifamilienhaus ausbauen."

Wieviel Kinder sie haben wollen?

„Mindestens zwei! Als einziges Kind habe ich am negativen Beispiel erlebt, daß es sich im Kollektiv von Geschwistern besser lebt."

So ist für den Genossen Hildebrandt die sozialistische Zukunft nicht allein ein gesichertes, sondern auch ein kulturvolles Leben.

Und Sozialismus ist auch das:

Wir sind in einer Baracke unweit des Werkes. Wir kamen als gern gesehene Gäste, jedoch zu einer ungelegenen Zeit. Die jungen Menschen zwischen 17 und 27 rüsteten gerade zu einer Ausfahrt. Dennoch baten wir sie, uns eins aufzuspielen. Und jetzt scheinen sie uns bei den Klängen des Mambos fast vergessen zu haben. Ab und an kommt ein Neuer ins Zimmer gesprungen — schon mit Schlips aber noch in Pantoffeln oder sogar noch barfuß — um mitzutanzen. Es sind Kubaner, zwanzig an der Zahl, und sie erlernen in Coswig den Beruf eines Chemiefacharbeiters.

Die nicht einmal 160 cm große Tänzerin mit den verträumten, fast deutschen Augen hat einst Bomben gegen Batista geworfen. Dafür kam sie ins Gefängnis. Der Trompeter ist Unterleutnant der kubanischen Armee. Der Trommler wurde vor vier Jahren Soldat, hat in der Schweinebucht als Flaksoldat gegen die gelandeten Konterrevolutionäre gekämpft, und ist heute erst 18 Jahre.

Bei diesen Kubanern gehören nicht nur frohes Leben, Tanz und Musik zusammen. Sie kennen noch eine andere, eine sozialistische Dreieinigkeit: Lernen, arbeiten, Waffendienst.

Als die amerikanische Blockade begann, hätten sie am liebsten das nächste Schiff via Cuba benutzt. „Aber unsere Waffen sind jetzt unsere Bücher. Die Industrie wird auch in unserem Lande die Basis des Sozialismus sein. Und je stärker die Industrie, desto stärker auch die Armee."

Viele Männer und Frauen sind in Kuba zu den Waffen geeilt. Andere Patrioten — Arbeitslose, Rentner, Ehefrauen, Halbwüchsige — haben die Arbeit übernommen. Und ihr Platz in der Armee oder der Miliz wird so lange von den Freunden eingenommen, bis sie wieder in Havanna sind. Wie sie einst den Platz jener Genossen ausfüllen werden, die dann zum Studium ins Ausland fahren.

„Die Volksarmee ist wachsam?" Keine Überraschung, aber Dankbarkeit spricht aus den Worten. „Wir wissen das. Kuba hat die Unterstützung von allen sozialistischen Ländern."

Während ihres Urlaubs haben sie in der Coswiger Umgebung auf den Genossenschaftsfeldern gearbeitet. Sie haben auch Geld gesammelt, und vielleicht könnten sie einmal mit den Soldaten der Volksarmee ein gemeinsames Kulturprogramm geben, wegen der Freundschaft vor allem, aber auch damit der Traktor, den sie aus eigener Tasche für Kuba kaufen wollen, so bald wie möglich seine Schiffsreise antreten kann.

Aus diesen Worten spricht zu uns nicht nur die gesunde Lebensfreude befreiter Menschen, es ist auch der Sinn jenes dritten Wortes, den wir vom Genossen Gellrich mitnahmen, eines Spruches von Tagore:

„Ich schlief und träumte, das Leben wäre Freude. Ich erwachte und sah: Das Leben war Pflicht. Ich handelte und siehe: Die Pflicht war Freude." „Aber Pflicht und Freude fallen nicht immer zusammen." Dieser Einwand kommt von einem, von dem Sie es vielleicht am wenigsten erwartet hätten, vom Matrosen Hildebrandt. „Ich bin zwar schon Jahre von der Armee weg, aber der letzte Reservistenlehrgang hat mich in der Funktechnik wieder aufs laufende gebracht, und wenn es die Situation, wenn es die Pflicht als Staatsbürger und Genosse von mir verlangt, werde ich jederzeit zur Truppe zurückkehren, als vollwertiger und bewußter Matrose unserer Volksmarine."



WENN MAN WEDER Dju NOCH Do KENNT...

VON KARLHEINZ HORST

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Es war mein erstes Judo-Turnier, das ich sah.
Vordem hatte ich, in Neubrandenburg war's wohl, zwar schon einmal auf den Zuschauertraversen gehockt und mir zeigen lassen, wie man sich mittels der Judo-Selbstverteidigung eines Angreifers erwehrt. Schließlich war ich kurz Zeuge einer Trainingsstunde beim ASK Vorwärts Berlin und nachmittags freundlich eingeladener Hausgast bei Herbert Niemann, unserem zweifachen Europameister.
Damit hat(te) sich's.
Und nun in Dresden dieses internationale Judo-Turnier des Sportkomitees der befreundeten Armeen.

Frage Nr. 1:

Was macht man, wenn man weder Dju noch Do kennt?

Man nimmt sich ein Sportlexikon, schaut hinein und erfährt,
... daß Judo eine vielseitige Zweikampfsportart ist und seinen Namen von den japanischen Wörtern Dju (edel, vornehm, sanft) und Do (Weg, Prinzip, Grundsatz) hat;
... daß es aus dem Jiu-Jitsu entwickelt worden ist, jener Kunst der Selbstverteidigung, die von der Ritterkaste der Samurai bis 1868 für kriegerische Zwecke geübt und streng geheimgehalten wurde;
... daß Judo seit seinem Bekanntwerden in Deutschland von vielen Arbeitersportlern betrieben wurde und zur Körperertüchtigung in den proletarischen Schutzverbänden diente;
... daß man die Qualifikation eines Judokas an seinem Gürtel erkennt, wobei es sechs Schülergrade (Kyu) mit den Farben weiß, gelb, orange, grün, blau, braun sowie zehn Meistergrade (Dan) mit den Farben schwarz (1. bis 5. Dan), rot-weiß (6. bis 9. Dan) und rot (10. Dan) gibt;
... daß ein Judo-Kampf über fünf, im Finale über zehn Minuten geht und vorzeitig beendet ist, wenn ein Kämpfer einen Punkt (Ippon) erzielt hat, welcher sich auch aus zwei halben Punkten (Waza-Ari) zusammensetzen kann.

Frage Nr. 2:

Was macht man, wenn man holterdipolter in ein Judo-Turnier gerät?

Man kauft sich ein Programm, studiert es gründlich und erfährt,
... daß es sich in Dresden um das erste internationale Judo-Turnier des SKDA handelte, an dem Soldaten aus der UdSSR, Bulgarien, der ČSSR und der DDR beteiligt waren;
... daß der Judo-Kampfsport heute in allen sozialistischen Armeen einen festen Platz in der militärischen Körperertüchtigung hat;
... daß sich unter den 23 Wettkämpfern allein 11 Europameisterschaftsteilnehmer, 7 Landesmeister und ein Weltmeister im Freistilringen (Obersergeant Iwanitzki, UdSSR) befanden;
... daß in drei Gewichtsklassen (Leichtgewicht bis 68 kg, Mittelgewicht bis 80 kg, Schwergewicht über 80 kg) und in einem absoluten Turnier ohne Gewichtsbeschränkung (K.-o.-System) gekämpft wurde.

Frage Nr. 3:

Was macht man, wenn man nicht weiß, was man nun machen soll?

Man schreibt Notizbuchseiten voll, damit der Leser erfährt,
... daß am Vortag des Turniers bei den zeitweilig in Dresden stationierten Sowjetsoldaten ein großes Sportlerforum stattfand, in dessen Verlauf besonders der Werdegang unseres Herbert Niemann vom IMG-Schützen zum zweifachen Judo-Europameister Interesse erregte;
... daß die bulgarischen Genossen, obwohl körperlich unerhört stark, dennoch mit erheblichen Nachteilen in die Wettkämpfe gingen, kommen sie doch allesamt aus dem Lager der Ringer und sind als Judokas noch recht unerfahren;
... daß sich die DDR-Repräsentanten in dem ungewöhnlich harten, kräftezehrenden Gewichtsklassenturnier nicht gegen die sowjetischen und tschechoslowakischen Athleten durchzusetzen vermochten;
... daß somit der 2. Platz des Genossen Niemann im Schwergewicht, hervorgerufen durch ein umstrittenes Urteil in seinem Kampf gegen Kadera, der einzige zählbare Erfolg der DDR-Equipe blieb;
... daß es im Gewichtsklassenturnier, wo jeder gegen jeden antrat, drei sowjetische Siege gab: Feldwebel Dshgamadse im Leicht-, Soldat Karaschtschuk im Mittel- und Obersergeant Iwanitzki im Schwergewicht.
... daß sich der stürmisch vom Publikum angefeuerte Herbert Niemann, genannt „Jimmy", in einem hochdramatischen Finalkampf den verdienten Sieg im absoluten Turnier holte, während Unterleutnant Jegust, der sich im Judo-Gefecht mit Karaschtschuk am Knie verletzt hatte, für die DDR einen dritten Platz eroberte.

Frage Nr. 4:

Was macht man, wenn man fachunkundig ist, aber Fachurteile braucht?

Man belästigt andere Leute, fragt sie aus und erfährt,

... daß Heinz Kempa, Generalsekretär des Deutschen Judoverbandes, vor allem das fachkundige Publikum, den brennenden Ehrgeiz der meisten Aktiven und die durchweg kampfbetonten Auseinandersetzungen hervorhebt;

... daß Genosse Symek, Trainer der ČSSR-Auswahl, aus Plzen stammt, dort die Dukla-Mannschaft betreut, sie auf den zweiten Platz im Republikmaßstab geführt hat und mit den Leistungen seiner Schützlinge in der Elbestadt zufrieden ist;

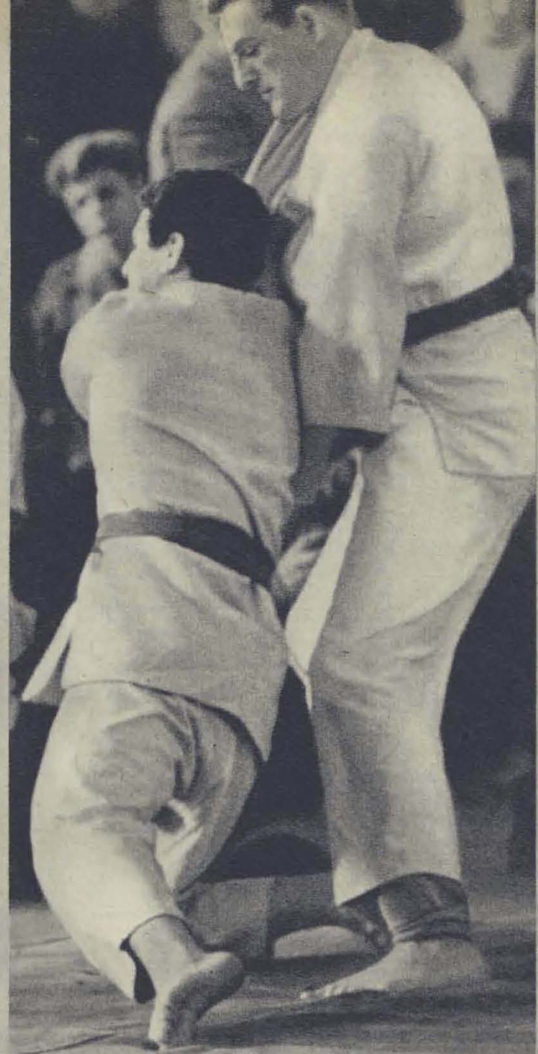
... daß Oberstleutnant Erich Krüger, Leiter des Organisationsbüros, besonders die gute Zusammenarbeit mit Oberstleutnant Shukow, Hauptmann Susajew und Irina Halinka vom sowjetischen Haus der Offiziere lobt, in dessen Sporthalle das Turnier ausgetragen wurde;

... daß Genosse Swjaginzew, Trainer der sowjetischen Auswahl, die Judokas von ZSKA Moskau anleitet, mit ihnen einen beachtlichen Teil der sowjetischen Nationalmannschaft stellt und mit dem dreifachen Erfolg seiner Jungens im Gewichtsklassenturnier nicht gerechnet hat;

... daß Matrose Gerd Ewaldt, Zuschauer, von der Atmosphäre und dem Leistungsniveau des Turniers beeindruckt war und deshalb nicht versteht, weswegen in den Einheiten der Dresdner Garnison kaum von diesem Sportereignis Notiz genommen wurde.

Frage Nr. 5:

Was macht man, wenn man am Ende ist? Schluß.





▲

Vergeblich bemüht sich Jelen aus der ČSSR, unseren Schwergewichtler Unterleutnant Jegust (rechts) zu Boden zu werfen. Der Kampf endete mit einem Sieg des DDR-Sportlers, der sich im absoluten Turnier bis ins Semifinale vorarbeitete und Dritter wurde.

◀

Mit der eigenen Kampfjacke einwickeln wollte Mischtschenko (links) unseren Herbert Niemann. Doch „Jimmy" war auf der Hut, wenngleich er sich hinterher, beim Betrachten dieses Fotos, die größten Selbstvorwürfe machte. „Eine unmögliche Fußstellung!", schimpfte er sich aus. Doch wir wollen ihm die Rage zugute halten, in der er sich ob der „Einwickeltaktik" des sowjetischen Schwergewichtlers befand ...



HEFT 12
DEZEMBER 1962
PREIS DM 1,-

Das Redaktionskollegium · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · „Armeerundschau" – Magazin des Soldaten · Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943, Liz.-Nr. 5 des Ministeriums für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik · Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für nicht angeforderte Manuskripte und Bilder übernimmt die Redaktion keine Haftung · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2 · Alleinige Anzeigenannahme: Deutscher Militärverlag · Gesamtherstellung: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 7. November 1962

Fotos: Gebauer (22), Titel, Rücktitel, S. 24, 25, 26, 28, 29, 30, 39, 40, 41, 59, 60, 61, 64; MBD (1), S. 49; Völker (10), S. 16, 17, 18, 19, 31, 75, 76, 77; Haubert (6), S. 4, 5, 6; Luft (2), S. 7; ZB (7), S. 21, 22, 23; Bach (1), S. 27; Weiß (1), S. 27; „Krasnaja swesda" (4), S. 34, 44, 45; „Sowjetski wojn" (3), S. 45, 46; Smolka (2), S. 35; Dressel (4), S. 66; DEFA (3), S. 73, 74; Berndt (2), S. 79; Progreß (1), S. 55; Kießling (1), S. 56; Archiv (13), S. 13, 15, 50; Kitzing (1), S. 1.

TITELBILD: An der Schule für Nachrichtenoffiziere der NVA folgt dem theoretischen Unterricht der praktische Versuch. Offz.-Schüler Niedermeyer untersucht die Wirkungsweise des Pentodenbegrenzers. Für Hauptfachlehrer Hauptmann Jänicke der Beweis, daß sein Schüler den Lehrstoff beherrscht.

STAR-Palette

Die Zeit der Feiertage naht, und nicht alle Grenzer werden Urlaub haben. Auch im Raum Teltow an der Staatsgrenze zu Westberlin werden junge Soldaten auf Posten ziehen oder sich für ein paar Stunden in der Unterkunft aufwärmen. Wie schon so oft wird auch in diesen Tagen Frau Laszar nach „ihren" Grenzern sehen. Man wird um den geschmückten Tannenbaum sitzen, von sich erzählen und Fotos herumreichen. Selbstverständlich, daß der prominente Gast besonders viel erzählen muß. In 14 DEFA-Filmen, (u. a. „Premiere fällt aus", „Bevor der Blitz einschlägt", „Hochmut kommt vor dem Knall", „Der Mann mit dem Objektiv", „Der Traum des Hauptmann Loy", „Tempel des Satans", „Weißes Blut") gespielt zu haben, gibt Erlebnisse. Mit dem ersten DEFA-Film, „Geschwader Fledermaus", verknüpft sich eine Entscheidung, die für die Künstlerin nicht leicht war: Sie



Christine Laszar

wird von nächtelangen Diskussionen erzählen, von ihren ersten Begegnungen mit Bürgern der DDR und wie Vorurteile schwanden und der Wunsch kam, in der DDR zu bleiben und München „ade" zu sagen. Sollte einer aus der Runde fragen, ob man sich als Künstler um Politik kümmern müsse, so wird ihm die Abgeordnete des Stadtparlaments Teltow antworten: „Jeder künstlerische Beruf verlangt Kenntnis der gesellschaftlichen Entwicklung und eine Stellungnahme zu ihr. Ein Schauspieler, dem alles egal ist, kann auf die Dauer nicht schöpferisch arbeiten, er wird sich leer laufen." Daß eine Schauspielerin Zeit dafür finden kann, wissen die Grenzer. Oft halfen sie ihr, Veranstaltungen und Sportfeste im Wohngebiet Teltow-Seehof zu organisieren, dessen Kulturzentrum nicht zuletzt der Initiative Christine Laszars zu danken ist. Aber nicht nur Erlebtes wird erzählt werden, auch über Wünsche für die Zukunft wird man sprechen. Die Wünsche des Gastes: Rollen in modernen Zeitstücken, eventuell die Gestalt der deutschen Kommunistin Olga Benario darstellen zu dürfen.
Schnell wird die Zeit zwischen zwei Wachen vergangen sein, Gast und Gastgeber werden sich trennen, mit den besten Wünschen für einander, denen wir auch unsere hinzufügen möchten.













„Rein Schiff!"
Nach einer Idee des sowjetischen
Gefreiten A. Aleschischtschew















